

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mk. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1885 unter Nr. 746.)

Insertionsgebühr

beträgt für die 3 gespaltenen Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Eine ernste Mahnung.

Der Brunnen wird gewöhnlich erst zugedeckt, wenn das Kind hineingefallen ist. Namentlich im wirtschaftlichen Leben kommt dies zur Geltung; die Herren Staatsdoktoren halten es nicht für besonders schlimm, wenn der Volkskörper einmal Symptome von Schwäche aufweist. Sie halten das gewöhnlich für eine vorübergehende Unpäßlichkeit und verordnen etwas Beruhigungsmedizin. Damit glauben sie die ganze Sache abgethan zu haben. Aber wie erschrecken sie dann, wenn sich auf einmal herausstellt, daß der Zustand des Volkskörpers, den sie für eine kleine Unpäßlichkeit gehalten, das sichere Zeichen eines dauernden Siechtums, eines gefährlichen Schwindens der Volkskraft ist! Dann erhebt sich ein Jammergeschrei unter den rathlosen Aerzten am Lager des Kranken. Die alten ehrwürdigen Herren wischen sich verzweifelt die großen Hornbrillen mit den Schnupftüchern, allein guter Rath ist deshalb eben so theuer wie zuvor.

Dies Schauspiel bietet sich uns zur Stunde im schönen Oesterreich, wie denn Arndt in seinem berühmten Lied einst die poetische Lüge verewigte:

„Gewiß, es ist das Oesterreich,
An Ehren und an Siegen reich!“

Von Siegen und Ehren weist die Geschichte weit weniger auf, als von Uthasachen, die beweisen, daß ein an sich gut veranlagtes und mächtiges Volk durch schlechte Regierungs-systeme heruntergebracht werden kann, und zwar so weit heruntergebracht, daß es unfähig wird, die vom Staat ihm auferlegten Lasten zu tragen. Dann erst wird man nachbedacht in den „höheren Regionen“.

Diese Erscheinung haben wir in Oesterreich vor uns. In dem Organe der militärwissenschaftlichen Vereine Oesterreichs und Ungarns sind unlängst Mittheilungen veröffentlicht worden, die geeignet sind, wie ein offizielles Pest-Blatt sagt, „die tiefste Besorgnis über die körperliche Verfassung der Bevölkerung der Monarchie zu erwecken“. In Oesterreich wird nach den Berechnungen jenes militärwissenschaftlichen Organes die erste Altersklasse der militärpflichtigen jungen Leute auf durchschnittlich 350 000 Mann veranschlagt; von diesen werden 125 000 in das Heer, die Landwehr und die Reserve eingereiht. Die Zahl der untauglichen Gesellschaftspflichtigen beträgt — nach derselben Quelle — in Oesterreich 28 Prozent, in Frankreich 42 Prozent, in Oesterreich-Ungarn aber nicht weniger als 61 Prozent. Man kann auch nicht einwenden, daß etwa von den österreichischen Militärärzten bei der Auswahl der Dienstpflichtigen mit einer allzugroßen Strenge verfahren würde; denn die Ab-

gänge vom Präsenzstande in Folge später eintretender Dienstuntüchtigkeit sind in Oesterreich auch stärker als anderswo. Sie belaufen sich — immer nach derselben Quelle — in Deutschland auf 4,8 Prozent, in Frankreich auf 9,2 Prozent, in Italien auf 11,1 Prozent und in Oesterreich-Ungarn auf 12,3 Prozent. Man kann in Oesterreich — so wird ferner mitgetheilt — aus den ersten drei Altersklassen das Kontingent an Mannschaften, das für den festgesetzten Präsenzstand erforderlich ist, nicht herausbringen. Es muß dazu die vierte Altersklasse herangezogen werden, eine Maßregel, die in keinem anderen Staate Europas zur Anwendung kommt. Diese Maßregel ist für die Betroffenen sehr hart, denn für einen 23 jährigen jungen Mann kann es für sein ganzes Leben viel leichter eine Wundung herbeiführen, wenn er plötzlich aus seinen Erwerbsverhältnissen herausgerissen und eingezogen wird, als für einen 19—20 jährigen.

Soweit das militärwissenschaftliche Organ. Die Ursachen dieser Erscheinungen wollten den wissenschaftlichen Herrn Militärs wohl lange nicht klar werden; nun hat man sie gefunden. Das Militärorgan theilt mit, daß bei der ländlichen Bevölkerung die Vortheile des Aufenthalts in freier Luft vollständig verloren gingen durch den Mangel und die Entbehrung, die im Gefolge der Armuth erscheinen. Ein sehr großer Theil der Landbevölkerung müsse in den Zeiten, da die landwirtschaftliche Arbeit stille steht, ein äußerst erbärmliches Dasein, „wie das liebe Vieh“ dahinfristen. Um dies zu ändern, müsse man die Erwerbsverhältnisse des Volkes von Grund aus umgestalten.

Nun ist man sicherlich begierig, was da zur Hebung der schlechten Lage der Landarbeiter vorgeschlagen wird, einer Lage, die so traurig ist, daß sie 61 Prozent der Bevölkerung militärdienstuntauglich gemacht hat!

Man weist auf Deutschland hin und meint, die Industrie trage das Verdienst in sich, die Bevölkerung kräftiger zu erhalten und sie fähiger zum Heeresdienste zu machen. Deshalb brauche man nur für das Emporblühen der Industrie zu sorgen und man würde auch tüchtigere Mannschaften bekommen.

Welch eine Militärwissenschaft! Wir in Deutschland wissen ganz gut, daß, wenn in Deutschland die Bevölkerung noch kräftiger ist, als in Oesterreich-Ungarn, dies nicht wegen, sondern trotz unseres Industriesystems der Fall ist. Die Industrie hat bei uns gewiß nicht dazu beigetragen, mit ihrer langen Arbeitszeit und ihren schlechten Löhnen die Bevölkerung kräftiger und gesünder zu machen, sondern hat immer zur Entkräftung beigetragen. Darüber ist bei uns so ziemlich eine Stimme.

Das österreichische Militärblatt denkt dann durch die „aufblühende“ Industrie die ländlichen Arbeiter mit Be-

schäftigung zu versehen. Nun, dann kommen eben die ländlichen Arbeiter in die Städte, arbeiten für jeden Preis und drücken die Löhne der städtischen Arbeiter auf ein Minimum herab. Dann haben beide kein genügendes Auskommen.

Daß die Bevölkerung Deutschlands noch kräftiger ist als die Oesterreichs, das suche man in allen möglichen und beliebigen Gründen, nur nicht in unserer Industrie. Daß eine blühende Industrie in Oesterreich geschaffen werde, dagegen wird Niemand etwas einwenden wollen. Nur darf diese Industrie, wenn sie wirklich blühend und für Alle nutzbringend sein soll, nicht nach dem gegenwärtig herrschenden System arbeiten. Sonst ist sie auch in der „Blüthe“ unheilvoll für die Bevölkerung.

Dieser Angstschrei eines Militärblattes sollte denn doch auch für andere Leute, als es gewöhnlich der Fall ist, eine ernste Mahnung bilden, daß man heutzutage nicht mehr auskommen kann, wenn man die wirtschaftlichen Verhältnisse in dem gewohnten Maße sich selbst überläßt. Eine Bevölkerung, die so schlecht, wie geschildert, gestellt ist, kann sicherlich auch kaum Steuern zahlen. Wir beabsichtigen nun weder im Interesse der österreichischen Heeresverwaltung noch des österreichischen Fiskus auf die schlimmen Zustände unter der Bevölkerung des Kaiserstaates hinzuweisen; wir wollen lediglich Zeugen aufrufen dafür, daß die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Sozialreform, welche die Lebenshaltung des Volkes zu verbessern vermag, auf allen Seiten immer dringender hervortritt.

Politische Uebersicht.

Der gegen die französische Regierung gerichtete Artikel der „Nordd. Allg. Zeitung“ wird in allen Tagesblättern lebhaft kommentirt. Einige konservative und liberale Blätter bemühen sich, der offiziellen „Norddeutschen“ zu sekundiren und dem guten Bürger das gefährliche Beginnen des Erbfeindes vorzudemonstrieren. Allem Anscheine nach handelt es sich bei dieser Gelegenheit um nichts Anderes, als den Boden zu ebnen für die Verlängerung des Militär-Septennats sowie der Vermehrung des Effectivbestandes der deutschen Armee.

Ueber die Kurpfuscheri auf zahnräthlichem Gebiete und die Mittel und Wege zu deren Bekämpfung hielt der Hof-Jahrgang Dr. Petermann, in Nürnberg, in der Jahresversammlung des Zentralvereins deutscher Aerzte einen Vortrag, der darin gipfelte, daß auf dem Gebiete der Heilkunde die Gewerbefreiheit aufgehoben werden müsse. Die beste Zeit zum Handeln, zur lebhaften Agitation gegen die Bestimmungen der Gewerbeordnung sei jetzt vorhanden; wenn sie richtig ausgelegt werde, so sei es zweifellos, daß etwas erreicht werden könne. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ öffnet dieser Rede wohlgefällig ihre Spalten und scheidt derselben folgenden Erguß voraus: „Es ist Thatsache, daß auf dem Gebiete der Zahnheilkunde die Kurpfuscher wie Pilze aus der Erde wachsen. Während in den übrigen kontinentalen Staaten, ja selbst in dem

„Noch nicht, noch nicht,“ versetzte der Arzt gutmüthig, „wenn es ihm nicht schaden soll, dann trinkt Ihr den Rum lieber selbst, und bringt Eurem Herrn die anderen Bestandtheile des Brogs.“

„Aie, Aie, Herr!“ antwortete Rast im Davonschreiten, und gleich darauf herrschte wieder Lobsstille in dem Gemach.

Als Jim in Begleitung des mit vollen Gläsern beladenen Stelzfußes zurückkehrte, hatte Weatherton die Augen geschlossen; er schlug dieselben aber wieder auf, sobald der Arzt ihm den Trunk reichte, und lächelnd dankte er, als die beiden alten Burschen verstohlen seine Gesundheit tranken.

„Das war ein schwerer Fall,“ sagte er, das halbvolle Glas zurückgebend.

„Ein schwerer Fall, Herr!“ betätigte Rast, „habt aber zu gute Vordersteden, um wie ein gewöhnlicher Mensch auf gewöhnliche Art und obendrein auf dem Feslande zu Grunde zu gehen.“

„Wäre wohl keine ganz gewöhnliche Art gewesen,“ entgegnete Weatherton, und aus seinem Mienenspiel ergab sich, daß er sich auf etwas besinne.

„Rast, jetzt das Grübeln,“ ermahnte der Doktor ernst; „Ihr habt morgen und übermorgen noch Zeit genug, um über den Vorfall nachzudenken. Ruhe ist Alles, was Ihr bedürft.“

Der Bootsmann verschluckte die derbe Bemerkung, die ihm auf der Zunge schwebte, und mehrere Minuten herrschte wieder das tiefste Schweigen.

„Wie viel Uhr ist es?“ unterbrach Weatherton nach einer längeren Pause die Stille.

„Zwei Glocken in der ersten Wache,“ antwortete Rast, der es für selbstverständlich hielt, daß die Frage an keinen Andern, als an ihn gerichtet sein könne.

„Ist das Kalifornia-Boot schon fort?“ fragte er weiter.

„Schon vor einer Stunde brummen seine Abschiedsschiffe. Kein reiner Schall drin; muß eiserne Geschütze von der allerschlechtesten Sorte an Bord haben; reiner Ausschuß; gebt ihnen doppelte Ladung, und sie zerspringen wie

Feuilleton.

Das Mormonenmädchen.

Amerikanische Erzählung

von
Valduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

Als nun Rast seinen Liebling, über den er seit langen Jahren mit der Sorgfalt einer Mutter gewacht, anscheinend lobt vor sich liegen sah, hatte ihn eine wilde Verzweiflung ergriffen. Er war rathlos geworden, so rathlos, wie noch nie in seinem Leben. Laut stöhnte er vor grimmem Schmerz, und während krallte er sich mit beiden Fäusten in die dünnen Haare, bis es endlich vor seiner Seele aufleuchtete, daß das Leben vielleicht noch nicht ganz entschwinden sei. Rast hatte er den Gedanken gefaßt, da hing Weatherton's Körper auch schon auf seiner Schulter, und dahin eilte er mit seiner Last, als wenn er nur ein Kind zu tragen gehabt hätte.

„Zu späte Hilfe ist gar keine Hilfe, das ist originell, wenn wenn der Led unter Wasser ist, mag der Teufel ihn festsopfen,“ hatte er vor sich hingemurmelt, als er, anstatt den weiten Weg nach dem St. Nikolas-Hotel einzuschlagen, in die nächste Querstraße einbog und spornstreichs der Schänke seines fremdes Stelzfuß zurannte.

Glücklicherweise traf er denselben noch auf. Es befanden sich sogar noch einige verspätete Matrosen dort, die sogleich nach einem Chirurgen geschickt werden konnten. Als dieser dann eintraf, da lag Weatherton schon entkleidet zwischen warmen Decken, und an jeder Seite von ihm stand einer der beiden alten Schiffsgesährten, die seinen Körper mit Schreden erregender Festigkeit bürsteten und blutig rieben, und sich wie kleine Kinder darüber freuten, als er unter ihren Händen endlich wieder ganz leise zu athmen begann.

Noch weitere Zeichen von Leben gab er nicht von sich, und die Sonne stand schon hoch am Himmel, als der Chirurg erklärte, daß Weatherton nunmehr als gerettet betrachtet werden dürfe.

So war die Mittagsstunde herangekommen; der Kalifornia-Dampfer steuerte lustig dem karaischen Meere zu, und an der Stelle, wo er gelegen hatte, drängte sich ein anderes schweres Fahrzeug an die Landungsbrücke heran.

Weatherton fuhr mit der Hand nach seiner verwundeten Stirn, schlug die Augen auf und blickte verwirrt und überrascht bald auf Jim Rast, bald auf den Stelzfuß und auf den Chirurgen.

„Alles in Ordnung, Herr!“ rief Jim Rast aus, als wenn er sich auf Deckwache befunden hätte, und sein Entzücken prägte sich in seinen Augen, aber noch deutlicher in seiner Narbe aus, die plötzlich firschbraun erglänzte. „Alles in Ordnung, Herr!“ wiederholte er, in ein lautes Lachen ausbrechend, „nur ein kleiner Led am Stern, hoch genug über dem Wasserspiegel, und hier ist der Mann, der ihn wieder zuzufinden versteht,“ schloß er, indem er auf den Chirurgen deutete.

„St,“ beschwichtigte ihn der Arzt, Ruhe gebietend. | „Verdammt, Herr! allen Respekt vor Eurer Gelehrsamkeit, aber mir zu lehren, was Dickie, wollte sagen, Lieutenant Weatherton vertragen kann, seid Ihr noch lange nicht gelehrt genug! Das ist originell!“

Weatherton lächelte dem Arzt, wie um Entschuldigung bittend, zu; dieser antwortete mit einem ähnlichen Lächeln, der Stelzfuß war aber so erfreut über die gute Wendung in des Kranken Befinden und über die kräftige Antwort seines alten Busenfreundes, daß er sich leise davonschlich, um für alle Hände einen steifen Brog zu mischen.

„Ich habe Durst,“ sagte Weatherton nach einer Weile. „Geht, laßt Euch ein Glas Zuckerswasser mit etwas Zitronensaft geben und bringt es hierher,“ wendete der Arzt sich an Rast.

Dieser erhob sich, blieb aber plötzlich wieder stehen, als ob er etwas vergessen habe.

„Ich denke, er hat Wasser genug geschluckt,“ entgegnete er bedächtig, das linke Auge zukneifend, „wenigstens genug für die nächsten drei Monate; schlage vor, Rum mit etwas Zucker, Zitronensaft und einem Tröpfchen Eiswasser zu nehmen, etwa halb und halb; fünfzig Tropfen davon würden keinem kranken Kinde von sechs Wochen schaden.“

„Freien“ Großbritannien und in der nordamerikanischen Union die Ausübung der Heilkunde beschränkt, d. h. von einem Befähigungsnachweis abhängig ist, herrscht im Deutschen Reich leider die Medizinfreiheit. Es ist deshalb Zeit zu erklären, warum sich in Deutschland schon seit geraumer Zeit nicht nur in jahrganglichen, sondern auch in weiteren ärztlichen Kreisen Bestrebungen geltend machen, welche bezüglich der Bestimmungen über die Ausübung der Heilkunde ein Zurückgehen auf frühere Rechtszustände, wie solche vor Erlass der deutschen Gewerbeordnung von 1869 bestanden, herbeizuführen suchen. Für die Bahnheilkunde in Deutschland ist aber eine Aenderung der gegenwärtigen Gesetze ganz besonders von Nothen, wenn dieselbe nicht noch mehr der Betriebsamkeit ungebildeter Empiriker verfallen und ihre weitere wissenschaftliche Entwicklung nicht in Frage gestellt werden soll. — Das Schlagwort „Befähigungsnachweis“ ist jetzt Mode geworden, es ist ein ganz praktischer Rader, um die Unzufriedenen ins reaktionäre Fahrwasser zu locken und deshalb wird es von der „Nordd.“ recht fleißig benutzt. Aber abgesehen von dieser Frage, wie verhält sich diese von der „Norddeutschen“ kultivierte Theorie mit der Anpreisung von Geheimmitteln? Erst vorgestern wurde über dem Inzerattheil, also im redaktionellen Theil der „Norddeutschen“, ein „Geheimmittel“, Brandt's Schweizerpillen, dem Publikum angepriesen! Zwischen der grauen Theorie und der „goldenen“ Praxis scheint demnach bei dem hochherrschaftlichen Blatte ein großer Abgrund vorhanden zu sein.

Die Stellung der Nationalliberalen zu den Freisinnigen bei den bevorstehenden praeftischen Landtagswahlen wird den Leser lebhaft erregt. Die „Köln. Stg.“, wohl das größte „nationalliberale“ Blatt Deutschlands, bemerkt dazu: „Es ist das Verhängniß des deutschen Liberalismus, daß er verurtheilt ist, sich selbst aufzugeben, weil die Fortschrittspartei nicht rechtzeitig zu sterben wußte; aber gegen dieses Verhängniß giebt es keine andere Medizin, als die Zeit, welche das alte verwitterte Geschlecht erbarmungslos hinwegmüht und der schaffungslustigen nationalen Jugend zu ihrem Rechte verhilft. Nur in einzelnen Fällen, wo die Wahl zwischen einem reichsfeindlichen oder verfassungsfreundlichen Kandidaten und einem deutschfreundlichen schwankt, wird ein nationaler Mann dem Fortschrittler unbedenklich den Weg zum Siege bahnen!“ — Streiten sich diese „liberalen“ Freiheitshelden heute noch um den „deutschen“ Liberalismus, der nach der „Kölnischen“ verurtheilt ist, sich selbst aufzugeben. In der That ein wahres Wort, wenn es auch nicht auf dem Mist der „Kölnischen“ gewachsen ist. Die schaffungslustige Jugend, die heranwachsende Generation wird aber beherzter zu thun wissen, als den schon jetzt halb verfaulten nationalen Liberalismus wieder auszugraben, das möge sich das rheinische Blatt hinter die Ohren schreiben.

Wie das Mädchen aus der Fremde, so lehren in der offiziellen „Nordd. Allg. Stg.“ die Berichte über die Verfälschung von Lebensmitteln mit einer auffallenden Regelmäßigkeit wieder. Das Wertwüthigkeit ist aber, daß sich diese Verhältnisse lediglich nur mit den Verfälschungen im Auslande beschäftigen und immer dann erscheinen, wenn dem Publikum bewiesen werden soll, wie nützlich es ist, daß ein höherer Zoll das deutsche Volk vor dem Genuß solcher veräulerten Schwaare schützt. Diesmal beschäftigt sich das genannte Organ über der Butter. Es heißt da: „Gegen die aller Orten überhand nehmenden Verfälschungen der Butter, respektive gegen die unter gewissen Umständen der Wahrheit in den Handel gebrachte Kunstbutter werden in den meisten Staaten Maßregeln ergriffen. Nachdem schon vor wenigen Jahren in England das Parlament strenge Gesetze gegen den Verkauf von Margarinebutter, namentlich gegen das Verschweigen der richtigen Bezeichnung derselben, gefaßt hat, ist voriges Jahr auch Frankreich energischer durch das Erlassen eines Gesetzes gegen die Butterfälscher vorgegangen. In Dänemark ist gleichfalls mit dem 1. April d. J. ein neues Gesetz in Kraft getreten, welches mit besonderer Strenge darauf hält, Kunstbutter nur unter ihrem wahren Namen zu verkaufen, und alle Geschäftsmanipulationen zur Verdunkelung der Wahrheit streng ahndet. Die meiste Kunstbutter wird bekanntlich in Amerika fabrizirt und von dort nach Europa importirt, wodurch der Fabrikation und dem Export von Naturbutter daselbst natürlich der größte Schaden angefügt wird. Zum Schutze der letzteren ist, wie die Veröffentlichungen des kaiserlichen Gesundheitsamtes melden, neuerdings in St. Louis eine Behörde errichtet worden, welche die Interessen der mit Herstellung von Naturbutter sich befassenden Landwirthe und Milchereien wahrzunehmen, zugleich aber auch gegen den Verkauf von Kunstbutter mit allen zu Gebote stehenden gesetzlichen Mitteln ankämpfen hat.“ — Daß solche Verfälschungen stattfinden, ist bei der That, aber damit ist noch keineswegs die Nothwendigkeit eines Zolles bewiesen. Die Importeure lassen sich nicht täuschen, sie wissen sehr wohl die Kunstbutter von der Naturbutter zu unterscheiden und den Käufer kann die gesetzliche Bestimmung schützen, daß ihm beim Kauf der wahre Charakter des Objectes mitgetheilt werden muß. Der Zoll schützt Niemanden, wohl aber vertheuert er selbst die Kunstbutter dergestalt, daß auch sie

dem armen Manne nicht einmal mehr zugänglich ist. Wir leiden weniger durch die Verfälschung, als daran, daß die große Masse des Volkes nicht mehr im Stande ist, unverfälschte Nahrungsmittel zu kaufen. Das ist des Pudels Kern. In Deutschland wird Butter genug produziert und Niemand würde ein Verlangen nach der gefälschten „amerikanischen“ tragen, wenn er die deutsche kaufen könnte. Es sind die traurigen Verhältnisse, welche die ärmere Bevölkerung zum Genuß unverdaulicher und schädlicher Lebensmittel zwingen; diesen zu steuern, die Lage des Volkes zu heben, es konsumtionsfähiger zu machen, das muß die Aufgabe aller Derjenigen sein, die es ehrlich mit dem Volke meinen. Wo dieses Bestreben nicht obwaltet, sind die Lamento's über Verfälschungen nur auf Erreichung von Sonderworten berechnet.

Der internationalen Telegraphen-Konferenz, welche am 10. d. M. in Berlin zusammentritt, wird die deutsche Post- und Telegraphenverwaltung folgende Vorschläge unterbreiten: Internationaler Telegraphentarif. Europäisches Reg:

1) Einheitszoll. Der Tarif der internationalen Telegraphen im europäischen Verlehr besteht aus einer Grundtaxe von 50 Centimes und einer Taxe von 20 Cent. pro Wort.

2) Zuschlagstaxe. Für die durch unterseeische Kabel beförderten Telegraphen kann eine Zuschlagstaxe erhoben werden, welche aber 10 Cent. pro Wort nicht überschreiten darf.

3) Vertheilung. Jede Verwaltung erhält vollständig alle Taxen, welche für die in ihrem Verwaltungsbezirk zur Absendung kommenden Telegraphen erhoben sind und bezahlt aus ihrem Einkommen die eventuellen Ansprüche auf den Transit zu Lande oder unter dem Meere.

4) Transitstaxe. Die Transitstaxe wird festgesetzt: a. für Landtelegraphen: 1) für Belgien, Bosnien und Herzegowina, Bulgarien, Dänemark, Griechenland, Duremburg, Montenegro, Norwegen, Niederland, Portugal, Rumänien, Serbien und die Schweiz auf 2 Cent. pro Wort; 2) für Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Spanien, Frankreich, Großbritannien, Italien, Rußland, Schweden und die Türkei auf 4 Cent. pro Wort. Diese letztere Taxe kann für gewisse Transitlinien von der Verwaltung, welche diese Transit bewirkt, auf 2 Cent. herabgesetzt werden. b. für See-Telegraphen: 1) für Strecken bis 300 Seemeilen auf 5 Cent. pro Wort; 2) für größere Strecken auf 10 Cent. pro Wort. Die Transitstaxe zu Lande oder per Kabel dürfen in keinem Falle die Höhe der gegenwärtig geltenden Taxen überschreiten.

5) Grenzländer. Zwischen zwei an einander grenzenden Ländern darf die Worttaxe von 20 Cent. bei gegenseitigem Uebereinkommen auf 10 Cent. herabgesetzt werden.

Eine Versammlung der ultramontanen Partei in Eupen, welche dem vom Bischof zum Kardinal ernannten Erzbischof Melchers eine Huldigung darbringen wollte, wurde wegen abfälliger Bemerkungen eines geistlichen Redners über das Sperrgesetz polizeilich aufgelöst.

Die Regierung zu Arnberg, Abtheilung für das Kirchen- und Schulwesen, hat nach einer im vorigen Monate an die Kreis- und Schulinspektoren ihres Bezirkes gerichteten Verfügung „in neuerer Zeit die betrübende Erfahrung“ gemacht, daß „einzelne Volksschullehrer, in Folge der bei den Reichstagswahlen, gegen die königliche Staatsregierung agirt haben, und sieht sich deshalb veranlaßt, ihre Vorkurs-Verfügung vom 6. Oktober 1863, also aus der Zeit des Verfassungskonfliktes, in Erinnerung zu bringen. Hieran knüpft sich eine in Form und Inhalt an die Konfliktzeit erinnernde längere Belehrung.

Herr Hartwig, der antisemitische Abgeordnete für Dresden, hat bekanntlich den Reichstag lebhaft amüßigt, als er Anfangs des Jahres bei einer der kolonialpolitischen Debatten zu erzählen wußte, in Japan beginne die Sitte um sich zu greifen, bei Zeichenbegünstigten Schatzel von Buntpapier auf den Weg zu streuen, und als er daran die Hoffnung knüpfte, derartige kulturfortschrittliche Gewohnheiten könne man zu Gunsten der deutschen Exportindustrie vielleicht auch bei unsern neuen afrikanischen Freunden einbürgern. Auch wie Herr Hartwig den — zuerst in sächsischen Blättern — dagegen ausgesprochenen Zweifeln in einer späteren Sitzung mit der Versicherung begegnete, er sei durchaus nicht mystifizirt worden, vielmehr sei sein Gewährungsmann bereit, dem Vorstände der Dresdener Kaufmannschaft die beglaubigenden Schriftwechsel vorzulegen, wird noch unvergessen sein. Es lag nun nahe, schreibt die „Vollzeit“, sich einmal daraufhin den Bericht der Dresdener Handelskammer anzusehen, ob derselbe vielleicht eine den Herrn Hartwig rechtfertigende Andeutung enthalte. Aber da sucht man vergebens. So ausführlich der Bericht im Ganzen auch ist, und so ausführlich besonders über die gesammte, für den Bezirk der Dresdener Handelskammer sehr wichtige Papierindustrie, so sorgsam ferner jede in den Exportverhältnissen eingehende Verbindung nebst ihren näheren und ferner liegenden Ursachen gebucht ist, so steht doch von dem Buntpapierhandel in Japan nichts in dem Bericht geschrieben. Dabei ist der Artikel Buntpapier nicht einfach übergangen, sondern ausdrücklich erwähnt. Und überdies auch das nicht einmal nur mit ein paar Worten. Am überraschendsten ist aber nun gar, daß der Bericht als „bemerkenswerthe, wenn auch wenig erfreuliche Thatsache“ extra hervorhebt, „daß man das Exportge-

schäft mehr und mehr zu beschränken sich genöthigt sieht.“ Ein erläuternder Zusatz weist in dieser Beziehung auf Nordamerika hin, wo die eigene Fabrikation und die Eingangsölle den Absatz deutscher Waare erschweren. Die Herstellung von Neupapier, so geht es dann im Bericht weiter, habe die deutsche Industrie sich Absatz zu schaffen geübt — von Japan, wie gesagt, und von Buntpapierhandeln in Wort. Auch von dem Jahresbericht für den Handelsbezirk Chemnitz, der innerhalb der sächsischen Papier-Industrie gleichfalls eine hervorragende Stellung einnimmt, wird berichtet.

Am Todestage des früheren sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Aug. Geib † 2. August in Hamburg) fand in Hamburg eine imposante Kundgebung. Schon kurz nach 6 Uhr Morgens versammelten sich etwa 100 Personen auf dem Kirchhofe in St. Pauli und legten Geib's Grab nieder. Reden wurden nicht gehalten. Polizei schien anfangs durch das plötzliche Auftreten so vieler Personen in früher Morgenstunden überrascht zu sein. Die Menge in der Nähe des Kirchhofes postirte zahlreiche Schaulustige, hatten aber keine Veranlassung zum Einschreiten.

Vom deutschen Schutzbereich an der ostafrikanischen Küste. Die deutschen Kriegsschiffe dürften aller Voraussicht nach in wenigen Tagen an der Küste von Sansibar einlaufen und den Sultan zum Nachgeben in der Streitigkeit mit der ostafrikanischen Gesellschaft um einige Landstücke bewegen. Es verlohnt sich daher wohl der Mühe, daß man sich die Sachlage einmal etwas genauer betrachtet. Die „Vollzeit“ beleuchtet in einem Veitartikel die Verhältnisse in betreffender Weise, wir wollen aus diesem interessanten Artikel hier einige Stellen wiedergeben. Es heißt da: „Den Kolonien und überlassen solche Unternehmungen (Gründung von Siedlungen) zu überlassen, heißt nationale Fragen zum Nachtheil herunterschieben; Arbeit und Vorsicht sind zu Hause viel wichtiger, bei Kolonien heißt es: Schnelligkeit und Patriotismus. Schnell zugegriffen, wo noch billig etwas zu haben ist, denn die verdriestenen Dokumenten in der Tasche die Mißbräuche der Kolonien begreifen, in allen altes Weisheit getrost überlassen, selber mit dem Dank des Vaterlandes, an schönen Orten natürlich nicht zu denken, möglichst bald im Trodnen sein.“

Nach diesem Rezept sind wir mit Hilfe der deutsch-afrikanischen Gesellschaft zu einem deutschen Schutzbereich in Afrika von ca. 2500 Quadratmeilen gekommen. Hunderte dieses Reiches sind Kontrakte, die mit einigen „Sultanen“ der Karawanenstraße in das Innere geschlossen sind. Die Gebiete waren vorher in Europa nach einer Karte sorgfältig gesucht worden, darauf beschränkte sich die Kenntnis der Verhältnisse, mit welcher die Reisenden ausgestattet waren. Sansibar, wo ihnen Rath und Auskunft über die Zustände im Innern von Deutschen hätte gegeben werden können, hielt sich kaum acht Tage auf und schlugen alle Warnungen in den Wind. So kam es, daß der Führer der Expedition Landstrich „Arwab“, von denen es immer zweifelhaft wird, ob sie zum Sultan von Sansibar, Said Bargash, gehören. Im Sultansogathal innerhalb des deutschen Schutzbereiches hat sich dortwogal inneren eigenen Vertreter nebst Soldaten und Beamten; ein genauer Kenner der dortigen Verhältnisse, der Voyer der wissenschaftlichen Station London, Kapitän Bloet, hat diese Besitzansprüche als legitim bestätigt, und überdies ist jetzt auch noch die Thatsache bekannt geworden, daß einer der Terrainverläufer, der alte Sultan Muwini-Magara, seiner Zeit von Said Bargash zu einem mehrjährigen Kerkerhaft verurtheilt wurde, die er im Sansibar abgesehen hat. Das ist der Oberherr von Sansibar, der wichtigsten Landstriches in den Besitzungen der deutsch-afrikanischen Gesellschaft.

Die übrigen „Sultane“, mit denen Kontrakte abgeschlossen worden, sind nach den eigenen Berichten der Gesellschaft von geringerer Machtstellung, und ob neben oder ohne ihnen nicht etwa mächtigere Häuptlinge wohnen, die der Karawanenstraße aus nicht zugänglich waren, weiß man.

Noch unsicherer steht die Sache in Beziehung auf den Sultan von Witu, mit dem eine Kontraktgesellschaft (Denhardt) einen Handels- und Niederlassungsvertrag mit Deutschland abgeschlossen hat. Auch hiergegen erhebt der Sultan von Sansibar anscheinend Protest, und nach dem hier vorliegenden Anhaltspunkten nicht ohne einen starken Grund von Recht. Nach Sinz (früherer brasilianischer Generalgouverneur) kannte die afrikanischen Verhältnisse sehr gut hat der Sultan von Sansibar schon vor 25 Jahren seine Ansprüche gegen den Sultan von Witu, dessen Hauptstadt Witu ist, mit Gewalt geltend gemacht, und auf einer von Kurzen, im Auftrag des Auswärtigen Amtes“ herausgegebenen Spezialkarte von Zentralafrika (V. Friederichsen) ist der Witu in der Farbe deutlich als ein Theil des Sansibar's. Zu Witu gehört der Hafen Lamu, wo ein englischer Botschaftsbesitzer, der den Sultan von Witu gegen Said Bargash beschützt, ohne diesen Schutz hätte der Legation den „Sultan“, der als misetabler Sklavenhändler bezeichnet wird,

und wenn er dort nicht ist, dann suche ihn in seiner Wohnung, und ist er dort auch nicht —

„Dann ist er wo anders, und ich kreuze so lange in der Stadt herum, bis ich ihn braien kann.“ fügte der Bootsman, halb dienstlich, halb vertraulich hinzu, und da Weatherton ihm beipflichtend zunickte, so schritt er geraden Wegs auf die Thür zu.

Unter der Thür drehte er sich indessen noch einmal um. „Verzeiht, Herr,“ hob er an, seinen ins Gesicht hängenden Hut lüftend, „wie wär's, wenn ich einen Andern schickte und dafür selbst die Wache bei Euch bezöge? ich meine, wenn Ihr was braucht, oder so?“

„Wer, außer Dir, kennt denn den Maler?“ fragte Weatherton, innerlich gerührt von der treuen Anhänglichkeit seines alten Lehrmeisters, „wenn aber, außer Dir, würde er Glauben beimessen, wenn es wirklich Jemand gelänge, ihn aufzufinden? Und daß ich jetzt keinen Brief schreiben kann, wirst Du doch wohl einsehen.“

„Aie, Aie, Herr!“ antwortete Rast, dessen Einwände durch die letzten Gründe vollständig besiegt waren, und im nächsten Augenblick schritt er leise und behutsam die absteigende Stiege hinunter.

Die Ueberzeugung, daß Rast nicht ohne Fall zurückkehren würde, schien einen beruhigenden Einfluß auf Weatherton's aufgeregtes Gemüth auszuüben; denn nachdem der Arzt ihm noch einen stärkenden Trank verabreicht, versiel er in einen tiefen Schlaf, aus welchem er bedeutend gekräftigt erwachen sollte.

Die Zeit verrann, schnell für die Menschen, die nach gewohnter Weise ihren täglichen Geschäften oblagen, langsam für den Arzt und den alten gewissenhaften Stelzfuß, die nicht aus Weatherton's Nähe wichen.

O, die langen, endlosen Stunden, die man am Lager eines befeindeten theuren Menschen verbringen, der Tod seine kalte Hand gierig nach demselben ausstreckt, ungewiß, ob er es wagen darf, die von wilden Fieberphantasien umfangene Seele zu entführen, oder ob er gezwungen ist, den schon sicher geglaubten Staub wieder fahren zu lassen! O, die traurigen, langen Stunden, die unter bangen Hoffnungen und den schwärzesten Befürchtungen verrinnen!

Mag die trübe Nachtlampe das stille Gemach unbehelligt erhellen, das hündliche Mondlicht verstoßen zu werden den Vorhängen hindurchschimmern, oder der junge freundlich und erquickend durch die geöffneten Fenster dringende wo das Gemüth gefesselt liegt in Trübsal und Besorgniß, wo das Ohr gespannt lauscht auf die leisen kaum hörbaren Athemzüge, wo die vom Wachen und von Thränen gerötheten Augen angstvoll haften an bleichen Zügen und geschlossenen Augenlidern, und aus jedem Buben der Wimpern, zu jedem Heben und Senken der Brust das letzte Entschieden zu errathen suchen, da folgen die Minuten so langsam, träge auf einander, wie Sandkorn auf Sandkorn dem allzu thätlichen Stundenzüger entrinnt.

Wer weiß, was die nächste Minute bringt?! Eine fromme Frage; und doch, wie selten wird sie gestellt, wenn nicht ein drohendes Geschick sie der bewegten Brust auspreßt.

Auch in dem Gemach, in welchem Weatherton untergebracht worden war, und welches sich durch seemännische Einfachheit und Sauberkeit auszeichnete, herrschte tiefe Stille. Durch Besorgniß dagegen waren aus demselben gewichen, und an deren Stelle jene freudige Zuversicht getreten, welche des Arztes Stille, wenn er seine Bemühungen vom besten Erfolg gekrönt sieht, den alten Stelzfuß aber heiter stimmte, weil er seines alten Naats Zögling eine Art von Halbgoth erblickte.

Der Doktor las in einer Zeitung; geheimnißvoll rauschte der zerlitterte mächtige Papierbogen in seinen Händen, ebenso geheimnißvoll knisterte der auf den Fußboden fallend durchhin schand, wenn der alte Stelzfuß behutend hierhin und dort hin schand, und seinen Kröpf, sobald er dessen Geräusch auf das hölzerne Bein zu bringen im Begriff stand, ein Mal durch hohes Emporziehen seiner Schultern so laut wie eine Feder zu machen glaubte.

Ueber dem Kopfende des Bettes war ein großer Bildbogen an die Wand geklebt worden; auf demselben befand sich ein feuerroth angestrichener Neptun, der mit seinem lauter Berge dunkelblau, und ein ganzes Meer von Delphinen und ungestalteten Meerungeheuern kommandirte.

'ne Gierschale auf dem Kochherd, das ist originell,“ lautete Rast's Antwort.

Ueber Weatherton's Züge glitt eine Wolke. Es lag am Tage, daß er durch diese Nachricht tief berührt wurde. „Wo bin ich, und wie bin ich überhaupt hierher gekommen?“ fragte er nach kurzen Sinnen.

Rast öffnete schon den Mund, um den gewünschten Aufschluß zu geben, denn so ernst und schweigsam er auch immer an Bord seines Schiffes sein mochte, so gesprächig und mittheilungsbereit wurde er, sobald er sich nicht mehr auf seinem Element befand; aber ehe er noch beginnen konnte, nahm der Arzt das Wort:

„Später, später,“ sagte derselbe dringend, „so lange ich aber noch hier meinen Einfluß geltend machen darf, muß ich darauf bestehen, daß jede aufregende Unterhaltung vermieden werde.“

„Out,“ versetzte Weatherton mit einem Anflug von Mißvergnügen, „daß ich nicht im St. Nikolas-Hotel liege, sehe und begreife ich deutlich, wenn die Pflege dort auch füglich nicht freundlicher und sorgfältiger sein könnte, wie hier. Allein ich muß meinen Freund, den Mr. Fall, sehen und sprechen, und zwar noch heute, so bald wie möglich, soll ich nicht vor Erwartung und Ungeduld vergehen.“

Der Arzt bezweifelste nicht, daß jeder Widerspruch von seiner Seite vergeblich sei und sogar nachtheilig auf den durch den Blutverlust sehr geschwächten Kranken einwirken würde. Er fragte daher theilnahmvol, wer der erwähnte Mr. Fall sei.

„Rast kennt ihn —“

„Bewiß kenne ich ihn,“ unterbrach Rast den Lieutenant sehr unceremoniell, „ein Gentleman ist er, aufgetakelt wie ein Kommodore; malt Schiffe, als wäre er bei einem Schiffszimmermann in der Lehre gewesen, und er bester bei Gott! um 'nen Rabetten seelkrank zu machen!“

„Jim, wenn Du ihn so genau kennst,“ versetzte Weatherton so freundlich, daß der alte Bootsman für ihn hätte durchs Feuer gehen mögen, „dann wirst Du ihn auch am besten auffinden können. Geh, alter Freund, hole ihn herbei, er wird in unserm Hotel zur Zeit wohl auf uns warten,

besichtigt
hinzu, da
bis her
Kreien de
gegen S
werde.

Die
Frankr
gestern
portugies
feil sich
darüber

Das
noch imm
eigentlich
Ländern
Schicksal
Im engl
die Auf
L e n d e
Z e n d e
15
die Fr
L ä n d e r
der Unte
Bermunde
des Daufe
In eno
die Regie
diese.
L ä s s u n g
S a n s i b a r
gebraucht
um es ein
Bemüh
sei. Den
wie beisp
gehande
Deutung
die Abrede
die Grund
worfen ha
well und
stand verla
leinesweg
der Arbeit
Grafen sch
rung u. f.
— D
den Awe
nen Ewan
Buzel de
zeit imme
eine Echö
Jahre, d.
junge M
die Verfä
alt sind.
den Bes
caulau ha
es nennt.
Im Allg
familiens
das Regie
das. Aber
Lugend b
und des
gegen das
vollstän
nah oder
mit Wahr
Kollis, m
hätte Just
das Geset
besten Par
schreit sehr
läufigkeit.

den Awe
nen Ewan
Buzel de
zeit imme
eine Echö
Jahre, d.
junge M
die Verfä
alt sind.
den Bes
caulau ha
es nennt.
Im Allg
familiens
das Regie
das. Aber
Lugend b
und des
gegen das
vollstän
nah oder
mit Wahr
Kollis, m
hätte Just
das Geset
besten Par
schreit sehr
läufigkeit.

Aus
daß die
die Ober
Königrei
Amouri
Uah dur
zutreten.

In M
leinesweg
beschäftigt.

Der
beachtlich
auf Beac
eben so be
im die
philosoph
Er se
unter dem
Waat un
geputhten
Zages, an
selbst zum
hätte und
Kaufstrahl
Er b
er vergege
einer Requ
berten sein
hinüber.

„Die
Zu er in
Lauterant
ber lustig
Hand bei
seinen St
hätte, bär
schüttelte.

Es
sich von
wachten
Anie, un
um dessen
und imm
höhren.

Es
zu können
Dalle es
von seine
weisen
Wohlfel

Es
zu können
Dalle es
von seine
weisen
Wohlfel

Es
zu können
Dalle es
von seine
weisen
Wohlfel

beilegt und aufgehoben." — Die „Postliche Btg.“ fügt noch hinzu, daß die Handelsbeziehungen Sanftbars zu Deutschland bisher freundliche und vortheilhafte waren und daß in den Kreisen der an diesem Handel Theilnehmenden eine etwaige Aktion gegen Sanftbar mit verschiedenen Empfindungen betrachtet werde.

Frankreich.

Die Cholera, dieser unheimliche Gast, ist bereits in Südfrankreich eingetroffen. In Marseille sind derselben bereits gestern 26 Personen erlegen. Unter den Opfern soll sich der portugiesische Konsul befinden. „Soleil“ meldet, die Cholera sei schon seit acht Tagen in Marseille, die Lokalpresse habe aber darüber geschwiegen.

Großbritannien.

Das Wort Sozialismus übt auf manche Menschen noch immer eine aufregende Wirkung aus, obgleich dasselbe eigentlich so dehnbarer Natur ist, daß es sogar in manchen Ländern von den reaktionären Parteien mit Vorliebe als Stichwort für ihre antisozialistische Thätigkeit benutzt wird. — Im englischen Oberhause lenkte der Earl (Graf) von Wemyss die Aufmerksamkeit des Hauses auf die sozialistische Tendenz, Natur und Wirkung der Gesetzgebung der letzten 15 Jahre, die, wie er behauptet, die Folge hätte, daß die Freiheit geschmälert, Eigentum geskandert, Land unverkäuflich gemacht, der Raub legalisiert, der Unternehmungsgeist gehemmt und die nützenbringende Verwendung von Kapital vermindert wurde. Der Charakter des Hauses der Gemeinen sei vernichtet worden und nun möge die Regierung dem Lande sagen, was von ihr erwartet werde. Der Marquis von Salisbury bezeichnet die Auslassungen des Redners als zweideutig. Das Wort Sozialismus lasse viele Deutungen zu. So weit es in dem Sinne gebraucht werde, daß einer Klasse Eigentum genommen werde, um es einer anderen zu geben, stimme er völlig mit Lord Wemyss überein, daß eine derartige Gesetzgebung verderblich sei. Den Maßregeln, welche die jetzige Regierung gefördert, wie beispielsweise die Vorlage für die Beschaffung billiger und gesunder Wohnungen für die Arbeiterklasse, könnte eine solche Deutung jedoch sicherlich nicht beigelegt werden, und er müsse in Abrede stellen, daß er in der Befürwortung dieser Vorlage die Grundsätze der Partei, welcher er angehöre, über Bord geworfen habe. Nachdem sich noch die Lords Granville, Bramwell und Fortescue an der Debatte betheiligten, wird der Gegenstand verlassen. — Die winzigen Maßnahmen, welche die leineswegs arbeiterfreundliche englische Regierung zu Gunsten der arbeitenden Bevölkerung ergriffen hat, treiben dem Herrn Cranston schon die Haare zu Berge, sie bedeuten Raub, Plünderung u. s. w. Schredlich!

— Daß die Enthüllungen der „Ball Mall Gazette“ nur den Zweck hatten, zur Abwechslung wieder einmal einen kleinen Skandal zu haben, daß sie nicht dazu dienen sollten, die Wurzel des Übels zu fassen, eine Sozialreform anzubahnen, tritt immer mehr zu Tage. Man verlangt weiter nichts, als eine Erhöhung der Altersgrenze der Mädchen von 13 auf 16 Jahre, d. h., während bis jetzt das Gesetz die Verführung junger Mädchen unter 13 Jahren bestraft, soll in Zukunft die Verführung strafbar sein, wenn sie noch nicht 16 Jahre alt sind. Das ist Alles! Man wäscht unter großem Gallophen das Volk, ohne ihn nah zu machen. — Der Engländer Macaulay hat die Ausartung dieser „Sittlichkeitsanfalle“, wie er es nennt, schon vor Jahren ergötzlich geschildert. Er sagt: „Im Allgemeinen erregen Entführungen, Ehescheidungen und Familienwirren hier nur sehr wenig Aufmerksamkeit. Wir lesen es Morgens, schwagen einen Tag lang darüber und vergessen es. Aber einmal in sechs oder sieben Jahren wird unsere Jugend beleidigt. Dann wollen wir die Gesetze der Religion gegen das Laster wehren. . . Und schließlich, wenn einer zum Verhängnis gemacht worden, geht unsere Tugend wieder auf das alte Wahres in seiner Darstellung. Unter den Augen der Polizei, mit Wissen der obersten Staatsbehörden haben grauenhafte Zustände Jahre lang geherrscht; endlich soll nun aber das Gesetz dagegen einschreiten und die Art, wie das Volk seiner Partei nimmt, gegen Verwahrlosung des Entsetzens erscheinend sehr lächerlich gegenüber der jahrelangen sträflichen Nachlässigkeit.“

Amerika.

Aus Omasa im Territorium Utah kommt die Nachricht, daß die Mormonen damit umgehen, sich mit Gewalt (?) gegen die Oberherrschaft der Unionregierung aufzulehnen. Die Regierung hat daher den General Schofield, der im Staate Missouri kommandirt, angewiesen, etwaigen Unruhestörungen in Utah durch die Mormonen sofort mit aller Strenge entgegenzutreten.

Asien.

In Afghanistan und an der Grenze dieses Landes sieht es keineswegs friedlich aus. Der Emir von Afghanistan ist eifrig beschäftigt, Truppen zur Verstärkung der Besatzung Herats und

der Nordwestgrenze abzuschicken und frische Regimenter auszurüsten, welche die durch Entsenden an die Grenze entstandenen Lücken ausfüllen. Ueber Bewegungen auf russischer Seite wird nichts gemeldet; indessen beweist dies bei den russischen Preßverhältnissen nichts. Die militärischen Vorbereitungen werden, wie sich aus der Errichtung eines englischen Lagers im Süden von Afghanistan ergibt, neben den Friedensverhandlungen unausgesetzt betrieben.

Lokales.

r. Der Berliner Krippen-Verein, der sich die Wartung und Pflege kleiner Kinder angelegen sein läßt, denen ihre Eltern die erforderliche Aufsicht und Wartung aus irgend welchen Gründen nicht angedeihen lassen können, hat im Laufe des vergangenen Jahres in seinen beiden Anstalten 1468 Kinder in Obhut genommen, und zwar in der ersten größeren Anstalt 8703 und in der zweiten kleineren Anstalt 765 Kinder. Die Entschädigung für die den Kindern gewährte Pflege wird den unbemittelten Eltern erlassen, und so erklärt es sich, daß die Einnahme für die Kinderpflege sich nur auf 1884 M. belief. Aus den Beiträgen der Vereinsmitglieder und aus anderen Spenden wurden diese Einnahmen auf 9746 M. erhöht, denen 9191 M. an Ausgaben gegenüberstanden. Trotz dieses an sich keineswegs ungünstigen Resultats hat der Verein beschlossen, die zweite, kleinere Anstalt eingehen zu lassen, die in dem kinderreichen Osten der Stadt errichtet war und deren Verlust hier von der ärmeren Bevölkerung besonders schwer empfunden werden dürfte. Der Krippen-Verein ist ein Wohlthätigkeits-Institut und es kann deshalb an seinen Entschlüssen nicht die gleiche Kritik geübt werden, wie gegenüber den Maßnahmen anderer Korporationen, aber befremdlich erscheint das Eingehen der kleineren, zweiten Anstalt doch; denn einmal sind, wie die vorangehenden Zahlen darthun, die lausenden Ausgaben durch die Einnahmen gedeckt, und außerdem verfügt der Verein noch über ein Kapitalvermögen von 15 600 M. Daß bei solcher Finanzlage ein Wohlthätigkeits-Institut seine Wirksamkeit freiwillig einschränkt, ist jedenfalls eine seltsame und auffällige Erscheinung.

Die Trinkgeldfrage beschäftigt noch immer die Presse weit und breit und ist Gegenstand eingehender Erörterung in der Fachpresse des Gastwirthstandes. Aber die Besprechung bewegt sich fast ausschließlich in der engen Erörterung des Verhältnisses des Kellners zum Wirth und der Mitschuld des Publikums durch geistiges Unterwerfen unter die altbergrachtene Sitte. Velleitlich ist es nicht ohne Berechtigung, darauf hinzuweisen, daß auch das Publikum, wenn es einmal in die Lage kommt, Gastgeber oder Wirth zu sein, sehr gerne die Unsitte des berufsmäßigen Gastwirthes annimmt, seine Bediensteten auf Kosten des Publikums bezahlen zu lassen. In den Vermittlungsbüroaus für das Engagement von Dienstboten kann man täglich die an ein Mädchen bei Feststellung des Lohnes gerichtete Bemerkung hören: „Ich gebe nicht mehr als 50 und soviel Mark, aber in meinem Hause verkehren viele Freunde, und sie bekommen viel Trinkgeld.“ Hier also wird bestimmt darauf gerechnet, daß der Besucher die Tasse Thee, welche er Abends beim Freunde genießt, auch bezahlt. Schlimmer noch ist es und geradezu unerhörte, daß bei den in öffentlichen Sälen stattfindenden Hochzeitsfeierlichkeiten der Gast häufig am Schlusse vom Kellner in Anspruch genommen wird, daß er hier also nicht etwa verlohnen an der Hausthür dem dienstbaren Geist freiwillig ein kleines Geschenk in die Hand drückt, sondern unter den Augen des Gastgebers und gewissermaßen auf dessen Wunsch und mit seiner Zustimmung in hohe Kontribution genommen wird. Bei öffentlichen Festessen ist dies die Regel. Selbst bei dem Diner, so erzählt die „Nat.-Btg.“, welches vor 8 Monaten Stanley in Berlin gegeben wurde und bei welchem das Rowert mit 20 Mark berechnet wurde, ein Preis, der es dem Traiteur sehr wohl hätte ermöglichen sollen, auch seine Kellner zu bezahlen, ging der Teller mit dem berühmten Bahnstocher herum und sollte Stanley eben selbst präsentirt werden, als noch ein Herr rechtzeitig intervenirte. Ueberall allerdings läßt man sich diesen Zwang nicht gutmüthig gefallen. Es war bei dem Anfangs Juli stattgehabten großen deutsch-amerikanischen Fest in Wingen. In der Festhalle auf dem Hochsberge saß die 400 Köpfe zählende Gesellschaft. In vorgerückter Stunde war man beim vorletzten Gange angelangt, als auch plötzlich, zuerst an der Haupttafel, der unheimliche Bahnstocher auftauchte. Der unglückliche Kellner, der gerade hier den Anfang machte, ist von seinen Kollegen sicherlich verwünscht worden. Zuerst allerdings nahm die Geschichte einen harmlos komischen Verlauf. Der erste Fremde, ein Stod-Amerikaner, nahm mit verbindlichem „thank you“ (danke Ihnen) den Bahnstocher und legte ihn neben sich auf den Tisch. Kopfstüttelnd ging der Kellner weiter. Er ersetzte den Bahnstocher durch einen andern und erlebte, daß ihm nunmehr als Antwort ein elfenbeinerer Bahnstocher gezeigt wurde, den der Gast seinem Portemonnaie entnahm. Auch der dritte Versuch schlug fehl. Hier legte sogar mit unerschütterlichem Ernste der Gast einen zweiten Bahnstocher zu dem ersten — was er sich dabei

gedacht haben mag, ist nicht recht klar. Erst der vierte Gast war ein Mann nach dem Herzen des Kellners. Emil Ritterhaus erbat sich das Unglückliche, aus seiner Tasche rollte das erste Silberstück klappernd auf den Teller und der Schreiber dieser Zeilen schickte sich eben an, das Beispiel nachzuahmen, als das schon längst dem Vorgange folgende Auge des Vorstehenden, eines Deutsch-Amerikaners, die Probeur vollständig erfasste. Und was nun folgte, war in gewissem Sinne für die Kellnerschaar gräßlich. Wie der Donner dem Blitz, so folgte seinem dröhnenden „Hall“ die Konfiskation des Tellers und unmittelbar darauf ein gewaltiges „Hinaus“. Der Mann verstand keinen Spaß und es nahm geraume Zeit ihn zu beruhigen. Dann aber ließ er sich den Wirth kommen und machte ihm den Standpunkt klar. Es sei für das Rowert bewilligt worden, was er forderte. Darüber hinaus gebe es keinen Deut. Und man setzte ihm hier praktisch das aus einander, was Professor Juetzig und seit ihm sehr viele Andere theoretisch zu bestürmten versucht haben. Es dürfte das erste Mal gewesen sein, daß die Trinkgeldfrage in Deutschland in so eminent praktischem Sinne gelöst wurde. Und es empfiehlt sich der Vorfall zur Nachahmung. Wenigstens bei großen Festlichkeiten, bei Hochzeiten, aus den Privatbüchern sollte das Trinkgeld verbannt werden, wenn man es schon nicht aus dem Kleinbürgerlichen Verleht ausmerzen kann.

Den Eisenbahnschaffnern sämmtlicher unter Staatsverwaltung stehenden Bahnen ist der „Ch. N. B.“ zufolge kürzlich eine Verfügung, das Kupiren der Billets betreffend, zugegangen, in welcher betont wird, daß in den letzten Jahren eine große Anzahl Verunglückungen durch Herunterfallen vom Treittbrette bei den Verwaltungen zu verzeichnen gewesen sei. Die angestellten Erhebungen hätten ergeben, daß das Kupiren der Billets während des Haltens der Züge auf der Station sehr leicht durchführbar wäre, so daß das Kupiren während der Fahrt im Hinblick auf die Gefährlichkeit nur in Ausnahmefällen vorkommen könnte. Es wird den Schaffnern nochmals die Bestimmung in Erinnerung gebracht, wonach sie überhaupt nur rechtsseitig den Zug zu begeben hätten. Bei Ausfahrt aus Stationen, auch beim Passiren von Tunneln sei überhaupt das Gehen auf den Treittbrettern zu unterlassen. In kürzester Zeit wird den Schaffnern ein Verzeichniß zugehen, in welchem sämmtliche Strecken angegeben sind, auf denen ein Betreten der Treittbretter überhaupt mit Gefahr verknüpft ist. — Statt der Instruktionen gebe man dem geplagten Beamten nur Zeit und Gelegenheit, die Billets auf den Stationen zu kupiren, so wird es schon geschehen. Aus purem Vergnügen fest sich wahrhaftig Niemand der drohenden Lebensgefahr aus.

Verstärkt. Daß nicht nur Bücher, sondern auch Briefe ihre Schicksale haben, beweist eine kleine wahre Geschichte, die das „Vege. Stadtbl.“ erzählt. Zum Weihnachtsfeste überreichte der Bruder eines bekannten Berliner Buchhändlers diesem eine Meerchaumpfeife mit der Bemerkung, er freue sich, endlich seinen Lieblingswunsch erfüllen zu können. Auf die erstaunte Bemerkung des Beschenkten, er erinnere sich nicht, diesen Wunsch geküßert zu haben, erfuhr er, daß er in einem vor zwei Jahrzehnten in London geschriebenen Briefe diesen Wunsch ausgesprochen hatte und dieser Brief erst kurz vor Weihnachten in die Hände des Geschenkgebers gekommen war. Der Brief war, wie viele seiner Vorgänger, einem Bücherpakete beigelegt, das aus London nach Berlin ging. Er hatte sich aber in ein ungebundenes Werk über Nautik verirrt und wanderte in diesem in die Bibliothek des Prinzen Waldert. Nach dem Tode des Prinzen wurde seine Bibliothek versteigert und bei dieser Gelegenheit kam das Buch in den Besitz eines Marineoffiziers, dem beim Durchblättern des Buches der seit neunzehn Jahren verschwundene Brief in die Hände fiel und der sich nun beeilte, das Schreiben seinem Adressaten zu stellen zu lassen, der nach einem elfjährigen Aufenthalte in Paris kurz zuvor nach Berlin zurückgekehrt war und so in den Stand gesetzt wurde, den vor zwei Jahrzehnten geküßerten Wunsch seines Bruders zu erfüllen.

Da der alte Schneidermeister Tomatschel neuerdings „wieder einmal“ und zwar endlich ganz ordnungsmäßig das Zeitliche segnen mußte, mag es erlaubt sein, an einen derben Scherz zu erinnern, der dazumal in Berlin viel Aufsehen machte, als die Schauerwärter von dem vermeintlichen Tode und „Begräbnis“ bekannt geworden war. Eine herrliche Ballade, so berichtet die „Magd. Btg.“, wurde zur Erinnerung an diesem Vorfall gedichtet und gelungen, deren Verfasser uns leider nicht bekannt geworden ist: „Nachts um die zwölfte Stunde“, so hub der Sänger sein Lied an, „verläßt der Plättbrett sein Grab, macht mit die Kadavren die Kunde und bringt die Konstabler in Trab.“ Und die erbauliche Moral zum Schlusse lautete wie folgt: „Beirabe nie leen Plättbrett nicht mit alle Kindskadavren, sonst ruft Dir vor das Strafgericht die Kriminalposanne.“

R. Tod durch Sturz über das Treppengeländer. Der achtjährige Knabe David Brachogel aus Gnesen, der mit seiner Mutter beim Kürschner Wollmann, Landsbergerstraße Nr. 103, hier zum Besuch war, spielte auf der Treppe in der zweiten Etage. Hierbei bog sich derselbe zu weit über das Treppen-

zu dem Arzt gewendet, „und werde noch heute Abend in mein Hotel überfiedeln.“

Der Arzt ertheilte eine ausweichende Antwort, überzeugte sich indessen, daß jede Gefahr für den Kranken abgewendet sei, und da er zu errathen glaubte, daß Weatherton sich mit Fall ohne Zeugen zu unterhalten wünsche, so gab er vor, noch einige notwendige Gänge abmachen zu müssen, bat aber dringend darum, daß vor seiner Rückkehr ein Versuch der Ueberfiedelung nicht unternommen werde.

Als er sich entfernt hatte, forderte Weatherton den Stelzfuß und Jim Rast auf, nach der Schänke hinabzugehen und sich dort gütlich zu thun. Die beiden alten Heerjaden zögerten wohl etwas und zählten verschiedene Gründe auf, die es wünschenswerth erschienen ließen, so lange beizulegen, bis er wieder vollständig flott geworden; Weatherton aber, der vor Ungeduld brannte, mit Fall ungestört über die letzten Begebenheiten zu berathen, war unerbittlich, und sogar als Rast sich erbot, Licht herbeizuschaffen, lehnte er es unter dem Vorwande ab, daß gerade die Dunkelheit ihm angenehm sei.

Raum hatte sich die Thür hinter den Davonschreitenden geschlossen, da setzte Weatherton sich aufrecht hin.

„Mr. Fall“, hob er an, „was bringt Ihr für Nachrichten von dem Kalifornia-Dampfsboot? Wir ist, als hätte sie an Bord sein müssen, und als ob der Anfall auf mein Leben mit der Abreise der Mormonen in Verbindung zu bringen sei.“

„Ich glaube behaupten zu dürfen, daß Keiner der uns bekannten Mormonen mit dieser Gelegenheit nach Kalifornien abgereist ist“, antwortete Fall, indem er sich zu Weatherton auf das Lager setzte. „Schon seit Tagesanbruch befand ich mich mit Werner an Bord des Schiffes, und nicht ein Mensch ist die Laufplanke heraufgekommen, den wir nicht aufmerksam betrachtet hätten. Nein, wir können sie nicht übersehen haben, es ist nicht möglich, wir waren zu wachsam. Daß aber der Plan gegen Euer Leben von den Mormonen angelegt wurde, will ich nicht in Abrede stellen. Man kann sogar als erwiesen betrachten, daß der Brief des Mormonenmädchens nur geschrieben wurde, um Euch in die Falle zu locken.“ (Fortsetzung folgt.)

empfinde und nicht übel Lust habe, die Spitzen seines Dreizaßs ebenfalls an dem hölzernen Bein zu versuchen.

Stunden waren schon seit Rast's Entfernung verstrichen, und Weatherton hatte sich noch nicht geregt. Seine Athemzüge folgten langsam und regelmäßig auf einander, und so fest schlief er, daß er gar nicht merkte, wie der Arzt die Binde von seinem Kopfe nahm und die Umschläge auf der Wunde erneuerte.

Je länger der Schlaf aber dauerte, um so häufiger sah der Arzt nach der Uhr, und mit einer gewissen ungeduldrigen Spannung blickte er jedesmal nach der Thür, wenn das Geräusch unten im Hause die Ankunft eines Gastes kundete. Offenbar wünschte er, daß Rast noch vor Weatherton's Erwachen zurückkehren möge, und zwar in Fall's Begleitung, um die so dringend ersehnte Beruhigung ertheilen zu können. Er hielt diese Beruhigung sogar von großem, wenn auch nicht entscheidendem Einfluß auf den Zustand des Kranken.

Doch immer häufiger öffnete sich die Thür vor den ankommenden Abendgästen, ohne daß einer den Weg nach der Treppe eingeschlagen hätte.

Endlich, als es bereits dunkelte und der Doktor schon längst seine Zeitung zur Seite gelegt hatte, knarrte die Stiege unter der Last von Hinaufsteigenden, die indessen den Schall ihrer Tritte behusam dämpften.

Weatherton fuhr empor. Jim Rast noch nicht eingetroffen?“ fragte er besorgt.

In demselben Augenblick öffnete sich die Thür und der Bootsmann, der die Frage vernommen hatte, antwortete in einem Tone, der an sich schon den guten Erfolg seiner Sendung verrieth: „Aie, Aie, Herr! eingetroffen, ganz selbst!“

„Und Fall?“ fragte Weatherton, sich trotz des Arztes Warnung emporkrichtend.

„Hab' ihn im Schlepptau, Dickie! war 'ne heiße Jagd, bei Gott! das ist originell!“

Weatherton sprach nicht weiter, reichte aber dem Freunde die Hand entgegen, welche dieser mit Herzlichkeit drückte. „Ich fühle mich vollkommen gesund“, sagte er dann,

Der alte schielende, langbärtige Bursche schaute recht behaglich von seinem gelben, „athumrauschten“ Muschelwagen auf Weatherton nieder, und der Stelzfuß schaute wieder eben so behaglich zu dem Meerergott auf, das heißt, wenn es ihm die Zeit gerade erlaubte, und dann stellte er höchst philosophische Betrachtungen über den Wechsel der Zeit an. Er sah sich selbst als lustigen Leichtmatrosen, wie er unter dem Äquator von einem als Neptun verkleideten Maat und von dessen als Götter und Najaden herausgeputzten Gehilfen die Laufe erhielt. Dann gedachte er des Tages, an welchem er als Vollmatrose und Vortopmann selbst zum ersten Mal die Rolle des Neptun übernommen hatte und den Schiffsdoktor vorzugsweise mit dem salzigen Lauffstrahl aus der Feuerspritze bedenken ließ.

Er blickte sinnend auf den lesenden Arzt und lächelte; er vergegenwärtigte sich nämlich, wie derselbe sich wohl bei einer Äquatorialtaufe sträuben würde. Von dem Arzt wanderten seine Blicke zu dem ruhig schlummernden Weatherton hinüber.

„Dickie war damals noch nicht vom Stapel gelaufen“, sagte er in Gedanken, „aber sein Vater war ein schmucker Lieutenant, und ich? ich war ein Kerl, wie Dickie heute ist; der lustigste Bursche auf dem Lanplatz, und die stinste Hand beim Segelauslassen und Reffen.“ Er schaute auf seinen Stelzfuß, und ein wehmüthiger Zug glitt über seine harte, bärtige Physiognomie, indem er traurig den Kopf schüttelte.

Es mußten recht trübe Gedanken sein, die plötzlich Weatherton von ihm ergriffen hatten, denn er warf mit einer gewandten Bewegung das hölzerne Bein über sein gesundes Knie, und dann zog er sein langes Zuchlagmesser hervor, um dessen Spitze mit einem Ausdruck von Grimm immer und immer wieder in das unschuldige harte Beinholz zu bohren.

Es ergöhte ihn offenbar, sein eigenes Olieb verwunden zu können, ohne Schmerz zu fühlen oder Blut zu verlieren. Hatte es doch den Anschein, als ob der feuerrothe Neptun von seinem Bilderbogen aus, trotzdem seine etwas veränderten Augen über's Kreuz schauten, ein besonderes Wohlgefallen an dem Benehmen der alten Heerjade

Auch eine Krankheit der Zeit

Die zu bedeutender Höhe heraufgeschraubte Empfindlichkeit des Beamtenhums gegen öffentliche Kritik, sofern dieselbe keine zustimmende und lobende ist. Daher denn die unaufhörlichen Klagen und Verurtheilungen wegen Beamten-Beleidigung mit politischem Charakter, — eine öffentliche Kalamität, wie sie in gleichem Maße kein anderer Kulturstaat zu ertragen hat und welche bereits die Wirkung gehabt haben, die freie Besprechung der öffentlichen Angelegenheiten, welche doch durch die Verfassungen der deutschen Bundesstaaten gewährleistet ist, nur noch in sehr beschränktem Umfange möglich zu machen.

Diese Kalamität ist nicht etwa in erster Linie einem Fehler der Gesetzgebung, sondern der gewöhnlichen Praxis zuzuschreiben.

Indem der Gesetzgeber „Beleidigungen“ unter Strafe stellt, hat er es gewiß nicht dem Staatsbürger, in dessen Interessen und für dessen Geld Jemand Beamter ist, unmöglich machen wollen, an die Handlungen des Beamten den Maßstab der Kritik zu legen. Der Gesetzgeber stellt vielmehr einfach die Beleidigung als solche unter Strafe, die Verächtlichmachung oder Herabwürdigung in der öffentlichen Meinung durch Behauptungen, die erweislich nicht wahr sind. Das neue deutsche Strafgesetzbuch hat sogar die Beamtenbeleidigung als ein besonderes Vergehen, als eine besondere qualifizierte und besonders zu behandelnde Klasse von Beleidigungen stellen lassen und hat dadurch dem öffentlichen Rechtsleben sehr deutlich eine neue Bahn gewiesen, welche leider nur von der Praxis, dem unmissverständlichen Winke zum Troste in mehr als einer Beziehung, so vollkommen unbetreten gelassen worden ist, daß die betreffenden Zustände nach dem Erlasse des neuen Strafgesetzbuches sich nicht geändert haben, und wo sie sich geändert haben, sich nicht zum Besseren geändert haben.

Die liebe Praxis geht ihre eigenen Wege, indem sie sich der Annahme juneigt, daß derjenige, der die Handlungsweise eines Beamten ungünstig beurtheilt, unter allen Umständen ausgehe von der Absicht, zu beleidigen.

Selbst wo die Behörden augenscheinlich sich im Unrecht befinden, wo ihnen eine ganz unzweifelhafte, grobe Verletzung des Gesetzes einfach thatsächlich vorgehalten wird, ist ihre erste Sorge stets die Einleitung eines Strafverfahrens gegen den „Beleidiger“ und ihre getränkte Würde zeigt sich viel weniger in dem Bestreben, sich zu bessern und den schuldigen Theil zur Verantwortung zu ziehen, als in dem, die Verurteilung desjenigen, der ihre Gesetzesverletzung an das Tageslicht zieht, unter der Firma der „Beleidigung“ herbeizuführen. Und wenn einmal ein einzelner Beamter, etwa im Gefühl seines Unrechts, und in dem Gefühle, daß es unbillig ist, denjenigen, der dieses Unrecht auf Grund seines guten verfassungsmäßigen Willens zur Sprache brachte, wegen eines vereinzelt, allenfalls unbedeutenden Ausdrucks zur Rechenschaft zu ziehen, den Strafbescheid nicht selbst stellt: Sugs ist die vorgelegte Behörde da, um den Mangel zu ergänzen und das Part- und Rechtsgedühl des Betroffenen unschädlich zu machen.

Um dieses Verfahren einigermaßen zu beschönigen, wird immer viel von der Würde des Beamtenstandes, von der Notwendigkeit der Wahrung der Autorität der Behörden und anderen schönen Dingen gesprochen. Das würde ja an sich sehr plausibel klingen, wenn sich nur nicht immer ein doppelter Einwand ausdränge. Erstens der theoretische, daß die Wahrung der Autorität, nämlich die Wahrung der echten Autorität, welche auf sittlicher Anerkennung beruht und nicht auf Zwang und auf Furcht vor einem drohenden Uebel (hier also in Gestalt einer Strafverfolgung) doch nur dadurch bewirkt werden kann, daß sich derjenige, der sie in Anspruch nimmt, in jeder Beziehung tadellos betragt, und daß ihm unter dieser Voraussetzung der Besitz und Genuß der Autorität durch triviale Begriffe nicht verflümmert werden kann. Zweitens aber der praktische Einwand, der jenem theoretischen, dessen Wahrheit übrigens für jeden sittlich denkenden Menschen an und für sich schon unzweifelhaft ist, auch für jeden be-

schränkteren Verächter „bloßer Theorien“ unzweifelhaft machen muß, falls er sich nicht böswillig der Erkenntnis der Wahrheit verschließen will; der Einwand nämlich, daß ein ähnliches Verfolgungssystem selbst berechtigter Kritik wie zur Zeit in Deutschland nur noch in den rohesten und unziivilisirtesten Staaten Europas besteht, während die vorgeschrittenen dasselbe absolut nicht kennen, und daß dabei die öffentliche Autorität, soweit sie mit dem öffentlichen Interesse und der öffentlichen Wohlfahrt sich deckt, absolut nicht leidet. Dieser thatsächliche Zustand ist wohl geeignet, die Frage austauschen zu lassen, ob die Autorität, in deren Namen in Deutschland dieses Verfolgungssystem gehandhabt wird, die wahre Autorität ist, ob sie sich mit dem öffentlichen Interesse deckt, oder ob sich hinter dem schönen Ausdruck „Wahrung der Autorität“ nicht ganz andere Dinge verstecken, die mit dem öffentlichen Interesse eben so wenig zu thun haben, wie mit der allgemeinen Sittlichkeit und mit dem natürlichen Rechte?

Lokales.

w. Von dem Pächter der städtischen Grundstücke vor dem Stralauer Thore sind dieselben an einen Unternehmer weiter verpachtet worden, welcher bekanntlich daselbst mehrere Angelbuden errichtet hat, die den Anglern bei ungünstiger Witterung zum Aufenthalt, namentlich aber zur Aufnahme von Anglergeräthen dienen sollen. Indessen werden diese Buden, entgegen den polizeilichen Vorschriften und den mit dem Pächter getroffenen vertragmäßigen Abmachungen, zu förmlichen Wohn- und Schlafstellen und dergleichen mehr benutzt. Das königl. Polizei-Präsidium hat daher Veranlassung genommen, die städtische Grundeigentums-Deputation auf diese Mißstände aufmerksam zu machen und hat deren Abstellung verlangt. Die Grundeigentums-Deputation ist der Aufforderung des königl. Polizei-Präsidiums sofort nachgekommen und hat das Erforderliche hierzu angeordnet.

Berliner Asyl-Verein für Obdachlose. Im verfloffenen Monat Juli nächstgigen im Männer-Asyl 9223 Personen, davon badeten 1788 Personen, im Frauen-Asyl 1704 Personen, davon badeten 203 Personen.

ar. Die Vergünstigung mit den Arbeiterwochenbilletts wird von den einzelnen Betriebsämtern verschiedentlich gehandhabt. Das Betriebsamt für Stadt und Ringbahn gewährt in der östlichen Richtung für die schlesische Bahn bis Erkner und für die Ostbahn bis Neuenhagen Arbeiterwochenbilletts, bei denen die Hinfahrt bis 8 Uhr Morgens beendet sein muß, während die Rückfahrt bekanntlich nach 4 Uhr zu erfolgen hat. Das Betriebsamt Berlin-Magdeburg hingegen dehnt die Hinfahrt mit Arbeiterwochenbilletts nach Lehndorf bis 9 Uhr Morgens aus. Ferner kann in dieser Richtung der Zug No. 200, der um 1 Uhr 33 Potsdamer Bahnhof verläßt, benutzt werden. Endlich können die Inhaber der Arbeiterwochenbilletts die Rückfahrt von Lehndorf nach Friedenau schon um 1 Uhr 25 mit dem Zuge 159 unternehmen. Im Uebrigen gelten auch hier die allgemeinen Bestimmungen wie bei der Stadtbahn.

Verbotene Druckschrift. Auf Grund des § 12 des Reichsgesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie vom 21. Oktober 1878, bringt das königl. Polizei-Präsidium zu Berlin zur öffentlichen Kenntniß, daß die nichtperiodische Druckschrift: „Die Räthel der Liebe“, von Julius Heinrich Franke, Verlag der C. Wörmannschen Buchhandlung, Berlin W; Druck von Hempel u. Co., Berlin SW, Kochstraße 23, nach § 11 des gedachten Gesetzes von Landespolizeibehörden verboten worden ist.

Der periodische Sternschnuppenfall des Monats August fällt in diesem Jahre auf die Nächte des 7. bis 12. d. M. Die Umstände sind zur Beobachtung desselben günstig, da der Mond den 7. August erst 2 Uhr Nachts und von da an jeden Abend um mehr als eine Stunde später aufgeht. Die gänzliche Dunkelheit des Nachmittags, so schreibt das „Berl. Tagebl.“, wird uns daher von 10 Uhr Abends ab die Meteore hauptsächlich im östlichen Theil des Himmels erscheinen lassen, da, wo zur Zeit in der Nähe der Milchstraße

die Sternbilder des Perseus, der Cassiopeia, des Schwans, bis in der Nähe des Pols der Cepheus stehen. Will man an einem Himmelsglobus den scheinbaren Weg der Sternschnuppen aufzeichnen, so wird man als Ergebnis erhalten, daß die in einer Nacht beobachteten Aufzeichnungen fast alle auf einem Punkt des Firmaments zusammengehen. Diesen Punkt nennt der Astronom den Radiationspunkt oder Radiant und erscheint derselbe unabhängig von der Rotation unserer Erde immer an derselben Stelle. Für den Monat August fällt dieser Radiant in das Sternbild des Perseus und werden daher die August-Sternschnuppen auch die „Perseiden“ genannt. Die Beobachtung der Meteore geschah früher auf die Weise, daß man Anfangs- und Endpunkte ihrer Bahn auf Sternkarten, die dem Beobachter zur Hand lagen, einzeichnete und daraus dann später die geraden Aufstreichungen und Abweichungen auf der Himmelskugel entnahm, welche dann wiederum zur Berechnung des Radianten, der Geschwindigkeit und Höhe der einzelnen Sternschnuppen dienten. Jetzt hat man dazu das sogenannte „Meteoroskop“ konstruirt. Es ist dies ein kleines Fernrohr mit einer Vistirohrvorrichtung und zwei nur in halbe und ganze Grade eingetheilten Kreisen. Die Konstruktion des Apparates ermöglicht es mittelst einer besonders konstruirten Handhabe, das Fernrohr in einem Moment auf irgend einen gewünschten Punkt des Himmel einzustellen. Durch eine zweite Handhabe wird sodann das Licht einer Laterne (die Beobachtung selbst findet natürlich im Dunkeln statt) auf die getheilten Kreise geworfen, dieselben werden rasch abgelesen und darauf wird in der Beobachtung wieder fortgefahren. Zu dieser genaueren Art der Beobachtung sind immer zwei Personen erforderlich. Der eine Astronom besorgt die schnelle Einstellung auf den Anfangs- und Endpunkt der Sternschnuppe, der andere liest in möglichster Schnelle die beiden Kreise ab. Diese Ablesung kann von dem ersten Beobachter nicht ausgeführt werden, weil sein Auge erstens von dem Licht der Lampe, welches auf die Kreise fällt, geblendet sein würde und gegen feinere Lichteindrücke abgestumpft ist, zweitens, damit er den Endpunkt des jedesmaligen Meteor so lange am Himmelsgewölbe fixiren kann, bis der zweite Beobachter die Ableseung der Kreise für den Anfangspunkt des Meteors ausgeführt hat.

Im Konzerthause Sanssouci feiern die alten renomirten Leipziger Sänger, deren Ruf vom Krystallpalast zu Leipzig durch die ganze Welt gedrungen ist, die glänzendsten Triumphe. Selten ist ein Männer-Quartett vor das Publikum getreten, deren Stimmen sich von so durchschlagender Wirkung zeigten und deren Vorträge ein so großes Repertoire umfaßten. Im ersten wie heitern Genre ist der Effekt derselbe. Ebenso gut besetzt sind die Solovorträge, in denen namentlich die Herren Engelhardt, Fischer, Costari und Dehnhardt wirklich Vorzügliches leisteten. Eines ungewöhnlichen Beifalles erfreut sich der Langsomler Herr Lischow, der auf diesem Gebiet überraschende Erfolge erzielt. Das im Verhältnis niedere Eintrittsgeld von 30 Pf., das Sonntags bei größerem Programm auf 50 Pf. erhöht wird, macht es auch unsern Lesern möglich, diese humoristischen Soireen zu besuchen, die Jedermann empfohlen werden können. Der gemüthliche Garten (bei ungünstiger Witterung finden die Vorträge im Saale statt) und ein vorzügliches Bier tragen ebenfalls dazu bei, den Aufenthalt im Konzerthause Sanssouci zu einem äußerst angenehmen zu machen.

Der Unterschlagung hat sich der in der Oranienburgerstraße beschäftigte Lehrling A. schuldig gemacht. Derselbe erhielt am 3. d. M. mehrere Briefe, darunter einen Geldbrief, enthaltend 600 Gulden, zur Beförderung nach der nächsten Postanstalt am Hadeschen Markt. Auf dem Wege dahin traf er angeblich einen Freund, der ihn überredete, den Geldbrief zu unterschlagen und mit dessen Inhalt zu entfliehen. Er öffnete den Geldbrief, entnahm aus demselben sechs Hundertguldennoten und schickte diese unter zwei Rouverts an ein anderes Postamt unter verschiedenen Chiffren postlagernd ab, um sie später nach Beendigung der Recherche, die zu erwarten waren, und von denen er sich keinen für ihn ungünstigen Erfolg versprach, in Empfang zu nehmen. Sodann ging er nach

Die Kunst, zu lachen.

(N. Fr. Pr.)
(Schluß.)

„Ich kann nicht lachen.“
„Hören Sie endlich einmal auf mit der albernen Redensart!“ sagte Dr. Bilioux, „und setzen Sie sich, ich habe was Neues für Sie.“ Und nun erklärte er ihm, wie er sich mit der bewußten Frage immer eingehender beschäftige und sein Buch der Vollendung zueile. Er sprach sehr viel von gewissen Muskeln, deren Name Domenico zum ersten Male hörte, vom Risorius oder Lachmuskel, einem Theile des Platysma myoides, des Hautmuskels des Halses, vom Zygomaticus oder Lachbeinmuskel, vom Malaris oder Wangenbeinmuskel, vom Levator labii superioris alaeque nasi oderheber der Oberlippe und des Nasenflügels, vom Depressor anguli oris oder Herabdrücker des Mundwinkels. Dem Italiener schwindele. Um bloß ein ordentliches Lächeln zuwege zu bringen, müßten diese und andere Muskeln sich in Bewegung setzen, zusammenwirken, wie auf Kommando exerziren, ineinanderspielen, und Domenico fühlte, daß er dieses komplizierte Mandat schwerlich jemals werde ausführen können.

„Se nun,“ sagte der Arzt, „was man nicht durch eigene Kraft macht, geschieht bisweilen durch fremde Einwirkung. Kennen Sie Ihren Landsmann Galvani? Nicht? Ist auch nicht nötig, wenn Sie nur die Erfindung kennen lernen, die wir diesem vortrefflichen Manne verdanken. Er leitete einen elektrischen Strom auf einen gewissen Muskel und setzt ihn dadurch in Thätigkeit. Beim Lachen öffnet sich der Mund, die Mundwinkel werden nach hinten, zugleich ein wenig nach oben gezogen, und die Oberlippe wird etwas gehoben. Dies Alles geschieht in Folge der Zusammenziehung der großen Lachbeinmuskeln. Diese, lieber Freund, rücken sich bei Ihnen nicht. Ich werde mir daher erlauben, dieselben zu galvanisiren, und auf solche Weise ein künstliches Lächeln erzeugen, das unter Brüdern ein echtes werth sein wird.“

Gesagt, gethan. Der Arzt griff zu einem seltsamen Werkzeug, setzte auf Domenico's Wangen je ein Metallstäbchen an, Domenico fühlte einen Schlag, die Muskeln zuckten, und siehe da — in dem Spiegel gegenüber konnte er das Wunder sehen — ein Lächeln glänzte

über sein Gesicht, ein etwas befremdliches, unaufrichtiges, bloß skizzirtes Lächeln, doch ein Lächeln. Wer aber lächelt, der kann auch das Lachen lernen. Und wer weiß? Wenn für gewöhnlich das Lachen eine Folge des Frohsinns ist, warum sollte es umgekehrt nicht möglich sein, den Frohsinn durch das Lachen hervorzubringen, das heißt, den Griesgram Domenico in den lustigsten Burschen von Paris umzugalvanisiren? Aber leider wollte der vernünftige Zygomaticus nicht von selber arbeiten, er konnte nur durch Elektrizität dazu gezwungen werden, und um das galvanische Lächeln auf dem Lammgesichte zu fixiren, hätte man beständig die Maschine dem Patienten nachgetragen und die Metallstäbchen auf die Wangen legen müssen. Wie würden die Nachbarn über dieses Lächeln gelacht haben!

Bilioux wiederholte die Operation in die zwanzigmal, und es war eben kein Erfolg zu verspüren. Freilich wunderte er sich nicht mehr, daß ein Mensch mit so unerfreulichem Berufe in Trübsinn verfallen war. Immer beten, predigen, die Beichte abnehmen, die letzte Delung reichen! Das lustigste Naturell wäre dabei versauert! Der Doktor, der sich noch immer für den Fall interessirte, hatte inzwischen Näheres über Domenico erfahren, bei den Nachbarn des Kranken Nachfrage gehalten und vernommen, daß er wahrscheinlich dem geistlichen Stande angehöre. Fast bereute er die Anspielung auf Fisine, galvanisirte aber mit desto größerem Eifer. . . . Endlich verlor er die Geduld. Der Zygomaticus wollte nicht selbstthätig werden, Domenico brachte es zu keinem spontanen Lächeln.

„Geben Sie zum Teufel!“ fuhr er ihn eines Tages an, verdrießlich die Metallstäbchen wegwerfend.

„Herr Doktor!“
„Nun ja, ich weiß, der Teufel ist kein Gesellschafter für Leute Ihres Schlages. Aber wenn es nicht gegen Ihre Grundsätze ist, so gehen Sie ins „Hotel de Bourgogne“, wo die Italiener Komödie spielen, und sehen sich den Arlecchino an! Ich war gestern zum ersten Male dort und habe mich halbtodt gelacht. Der Kerl ist etwa von Ihrer Größe.“ — Domenico grinste — „Sehen Sie, Sie lachen schon beinahe, wenn man nur von ihm spricht. Hilft der Ihnen nicht, so hilft Ihnen kein Gott mehr.“
„Der wird mir nicht helfen,“ sagte Domenico wehmüthig.

„Warum nicht?“
„Weil ich leider dieser Arlecchino bin.“

Der Arzt ward starr vor Erstaunen. Wie, was, das ernste, düstere Männchen, was sie Alle den geistlichen Herrn nannten, ein . . . ? Ja wohl, ein Darlekin, der berühmte Arlecchino, an dessen trockener Komik sich ganz Paris frank lachte! Derselbe, der sich tagsüber in eine stille Gasse im Marais vergrub, eine schwere grüne Brille trug, um nicht erkannt zu werden, und vielleicht auf diese Weise, durch den dunklen Schleier, der sich seinem Auge über Alles breitete, gemüthskrank geworden war.

„Aber die Leute erzählen ja, der Nuntius habe Sie besucht!“

„Die hohe Ehre erwies er mir im Auftrage des Papstes.“

„Des Papstes!?“

„Des Papstes Sanganelli. Wir sind Schulfreunde. Wir studirten einst mit einander, Zelle an Zelle, in einem Kloster des Minoriten-Ordens. Allen bald trennten sich unsere Lebenswege. Ich ging zur Bühne, er blieb im Kloster. Er wurde Papst, ich, was Sie wissen. Se. Heiligkeit bewahrt mir indessen eine gewisse Freundschaft, und geruht manchmal in weltlichen Dingen meinen beschiedenen Rath einholen zu lassen. Ach, wie gerne würde ich meinen traurigen Beruf aufgeben, um mich dem Papste ganz zu Diensten zu stellen! Aber meine Kollegen behaupten, ohne mich gehe ihr Theater zu Grunde, und so gaulle ich weiter — aus christlicher Nächstenliebe.“

„Es ist allerdings traurig,“ schloß der Arzt das Gespräch, „die ganze Welt lachen zu machen und selber nicht lachen zu können. Ich bedauere Sie, kann Sie aber nicht kuriren. Leben Sie wohl! Sobald sie gedruckt ist, schicke ich Ihnen meine Physiologie des Lachens.“

So viel Galle war noch nie in ihm aufgewühlt worden, wie am heutigen Tage. Fisine hatte ihn wieder einmal recht schön abblitzen lassen, wie sie denn keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ihm irgend einen Pöffen anzuthun. Die Nachbarn hatten sich bedeutend gebessert, seitdem es bekannt geworden, daß Domenico Allegro kein Kirchenmann, sondern der berühmte Darlekin war. Arlecchino, und dabei so ernst, so sittsam, so anständig! Niemand lachte mehr, Alle begegneten ihm mit einer gewissen Ehrfurcht. Nur Fisine trieb es toller als je und that ihm allen erdenklichen Schabernack. Heute hatte sie, Gott weiß mit wessen Hilfe, seinem Seiden-

dem Geschäft zurück und zeigte unter großer Aufregung an, daß er den Geldbrief soeben verloren habe. Als er am folgenden Tage nicht im Geschäft erschien, wurde der Vorfall bei der Kriminalpolizei zur Anzeige gebracht, der es gelang, den Diebstahl noch am demselben Tage festzunehmen, und zu einem Geständnis zu bringen. Das Geld ist auch tatsächlich in den postlagernden Briefen vorgefunden und der geschädigten Firma zurückgegeben worden.

Wegen Bigamie ist ein in der Georgenkirchstraße wohnhafter Schuhmachermeister verhaftet worden. Derselbe hat sich zum ersten Male im Jahre 1870 zu Marienwerder verheiratet, nach einjähriger Ehe seine Frau heimlich unter Zurücklassung eines Kindes verlassen und sich im Jahre 1875 in Berlin zum zweiten Male verheiratet.

Bestohlener Auswanderer. Am 3. d. Mts. war ein Schneider Sch. aus Bannow in Hinterpomern auf dem Schlesischen Bahnhofe angekommen, um nach Amerika zu reisen, und hatte sich bald darauf nach dem Behrter Bahnhof begeben. Gegen 12 Uhr gesellte sich ein ihm unbekannter junger Mann zu ihm, der sich erbot, ihm ein gutes Logis zu verschaffen. Sie begaben sich per Droschke in einen Gasthof in der Kaufmannstraße, in welchem sie ein Zimmer bezogen und sich gemeinschaftlich schlafen legten. Als Sch. Nachts gegen 3 Uhr erwachte, war sein Führer verschwunden und mit ihm seine Reisebaarschaft im Betrage von 150 Mark, die er in die Weste eingekippt hatte. Der Bestohlene mußte nun die Rückreise nach seiner Heimat antreten. Der Unbekannte war etwa 22 Jahre alt, nannte sich August Ehrich aus Hamburg sprach jedoch den Berliner Dialekt. Bekleidet war er mit dunklem Stoffanzug (Tailenrod) und trug einen braunen Hut und seine rechte Wäsche.

b. Zwei Passagen hat Berlin, eine Unter den Linden, eine zweite in der Dresdenerstraße, jede von anderem Charakter. Eine dritte ist am Hausvogteiplatz im Werden begriffen, und man darf begierig sein, was sie uns bringen wird. Die Unter den Linden hat entschieden einen weltstädtischen Charakter, mit ihrem Café, ihren glänzenden Böden und Kastan'schen Schattierungen. Die in der Dresdenerstraße trägt ein kleinbürgerliches Gepräge. Ihre Laden-Inhaber warten nicht auf Fremde, ihre Kundenschaft sind die nächsten Nachbarn. Der bedeutendste Laden ist eine Fischhandlung, gegenüber giebt es Korsets und daneben präsentiert sich stolz ein Sechser-Barbier mit mächtiger Fäuf am der Zahntür.

n. Ein ebenso dreister wie plumper Schwindel ist am gestrigen Tage von einer Frauensperson zur Vererbung eines kleinen Säuglings Mädchens in Szene gesetzt und merkwürdiger Weise auch mit Erfolg durchgeführt worden. Die Räuberin, eine zierliche Wäscherin, die eine 3-jährige Tochter eines in Rigsdorf wohnenden Säuglingsmeisters dort in der Berlinerstraße getroffen und das Kind unter verschiedenen Vorwänden nach der Hasenheide gelockt und es dort in einer Bude photographiren lassen. Hierauf brachte sie das Kind in ein Haus der Lachmannstraße, nahm ihm dort ein fast neues Umhängelack, ein wertvolles Stranstrick und einige Gegenstände, die das Kind als Geburtstagsgeschenk forttragen sollte, ab, unter dem Vorworte, die Kleine solle eine Bestimmung an eine Frau in dem Hause ausrichten. Bei Rückkunft des Kindes, das natürlich die begehrtete Frau nicht gefunden, war die Fremde spurlos verschwunden und war auch bisher trotz aller Nachforschungen noch nicht zu ermitteln gewesen.

Polizei-Bericht. Am 4. d. M. Vormittags verunglückte ein acht Jahre alter Knabe in dem Hause Landsbergerstraße Nr. 103 dadurch, daß er, einen Spielgenossen erwartend, sich in der zweiten Etage über das Treppengeländer lehnte und den Hausflur hinabstürzte. Er erlitt einen Schädelbruch und verstarb auf der Stelle. — Am demselben Tage Nachmittags erstürte der bei den Kammararbeiten der Ufermauern des Landwehrkanals beschäftigte Arbeiter Riedel auf bisher unermittelte Weise einen Brandbruch und wurde nach Bethanien gebracht. — Am Abend desselben Tages sprang ein Mann am Louisen-Ufer in den Louisenstädtischen Kanal, um sich zu ertränken. Er wurde jedoch, ohne Schaden genommen zu haben, gerettet und, da er obdachlos war, zur Wache des 42. Polizei-Reviers gebracht.

Gerichts-Zeitung.

Der „Mops“ als Friedenrichter. Herr und Frau Z. lebten in der denkbar glücklichsten Ehe. Kein auch noch so leiser Schatten trübte dieselbe; waren die beiden doch erst seit etwa sieben Monaten ehelich verbunden und alle die Sonne und das Glück, das die Hitterwochen, hier die Hittermonate, aus ihrem großen Füllhorn auszufüttern pflegen, ergoß sich über das junge Paar. Daß dieses Glück aber auch von fester Dauer sein werde, dafür gab es mehr als ein Anzeichen. Er, der Gatte, gehörte zu jenen Naturen, welche Nachgiebigkeit und

frade ein Häßchen aufgenährt, und er war damit in die Probe gelaufen. Dieses Gelächter auf der Bühne, unter den Kameraden! Ungefragt durfte er den Streich nicht vorübergehen lassen. Was thun? Dem Papa kündigt? Das wäre ein Mittel... aber es wirkt zu langsam... lieber ein anderes! Sie zu Tode ärgern vielleicht? ... Sie erschrecken?... Aufheulen?... Lebendig einmauern?... Vergiften?... Ja, vergiften! Aber womit? Mit Blausäure... Schierling... Wilsentraut... Krähenaugen... Belladonna... Aqua Toffana?... Es sei, mit Aqua Toffana, dem furchterlichsten aller Gifte! Er sah schon im Geiste, wie die freche Schöne sich in Schmerzen wand, ihr Gesicht sich verzerrte, ihr Auge um Vergewung flehte und er dazu lächelte. Ja, er lächelte, er lachte, der Barbar.

Pötzlich sprang er auf, mit einer Entschlossenheit, die man selten an ihm bemerkte. Er hatte noch etwas Ärgeres gefunden als Schierling und Aqua Toffana. In zwei Sätzen war er im zweiten Stod bei Papa Bourgeois, mit dem er augenblicks ein eifriges Gespräch begann. Es wurde leise geführt, denn Ficine besand sich im Nebenzimmer und hätte es hören können. Nach einer halben Stunde brach es der Papa ab, indem er laut sagte:

„Wenn die kleine will, mir soll's recht sein.“
Nun geschah aber etwas sehr Merkwürdiges. Die Kleine wollte. Da stand Arlecchino als Freiermann, und Ficine sagte: „Ei, warum nicht?“ Ganz abgesehen von seinen höchst günstigen Vermögensumständen, war er ja doch für ein fröhliches Mädchen eine sehr wünschenswerte Partie. Sie konnte den ganzen Tag über ihn lachen, über seine Eigenheiten sich lustig machen, brauchte nimmer aus der Heiterkeit herauszukommen, und den Freier sollte sie sich entgehen lassen? Ei, das wäre! Die hundertundvierzig Jahre schienen ihr allerdings etwas unbequem. Allein mit Leichtigkeit und Anmuth lachte sie ihm ein Jahrhundert von den Schultern, und am Hochzeitstage ward es offenbar, daß Signor Allegro wirklich nicht älter war, als vierzig Jahre. Das ist ein sehr nettes Alter. — „Die besten Jahre,“ wie man Leute dieses Alters zu trösten pflegt.

Statt also aus dem Hause gemiesen zu werden, zog Ficine einen Stod tiefer und gab als Frau Allegro sich rechtliche Mühe, ihren Gatten die Kunst des Lachens zu lehren. Der Erfolg war kein besonders großer. Arlecchino gewann zwar in der Ehe eine gewisse ruhige Heiterkeit des Gemüths, allein das Lachen lernte er nicht.

Streng glücklich vereint besitzen, und sie, die junge Frau, hatte alle Tugenden und Fehler, welche im Stande sind, dem Gatten die Ehe zum Paradiese werden zu lassen. Begehrten ihn die guten Eigenschaften seiner Frau, so war es für ihn andererseits eine schöne Befriedigung, zu beobachten, wie sein junges Weib in edler Selbsterkenntnis und in dem Bestreben, sich ihrem Manne anzuschmiegen, immer mehr jene kleinen Fehler belämpfte, welche heutzutage die Folgen einer sogenannten „guten Erziehung“ bilden. Beide aber fanden sich darin gegenseitig stets zusammen, sich zu Gefallen zu leben, und daraus entsprang jener schöne, harmonische Klang, den man in der Umgebung des jungen Ehepaares sozusagen fühlte. In der letzten Zeit hatte die junge Frau zum Bedauern ihres Gatten durch allerhand körperliches Unwohlsein zu leiden, aber was zu erreichen war, die kleinen Leiden erträglicher zu machen, das geschah seitens des besorgten Ehemannes natürlich aus vollem Herzen gern. Ganz besonders sorgte er für allerhand Herstreuungen, denn er, als Geschäftsmann, mußte tagüber meistens in seinem Komptoir sein. So hatte er sie u. A. mit dem Besuche ihrer Schwester überrascht, führte Beide des Abends in Theater, Konzerte etc. und was er ihr an den Augen absehen konnte, das that er mit Vergnügen. Ja, es war schon für ihn eine Lieblingsbeschäftigung, darüber nachzudenken, womit er seiner Gattin eine weitere Freude bereiten konnte. Bei solchem Nachdenken fiel ihm denn auch ein, daß Frauen große Freunde von niedlichen Händchen seien und alle ihre überschüssige Järllichkeit auf diese verwenden. Der Gedanke, seine junge Frau zu Hause mit einem treuen Händchen spielen zu lassen, fand immer mehr Anhang bei ihm, bis er endlich zur That wurde. Einem guten Freunde gab er den Auftrag, ihm ein hübsches Händchen zu besorgen und schon des andern Tages kam dieser mit einem kleinen, jungen Mops an, der dann eiligst von dem glücklichen Gatten zu seiner Frau gebracht wurde. „Was sie wohl sagen wird und wie sie sich wohl freuen wird,“ das waren seine Gedanken, als er nach Komptoirsruhe seiner Wohnung zuschritt. Zu Hause sah die etwas blasse junge Frau auf dem Kanapee, ihren Gatten erwartend, nachdem sie soeben die letzte Hand an den mit dem Abendrot gedeckten Tisch angelegt hatte. Auch sie wollte heute ihrem Gatten eine kleine Freude bereiten; sie hatte ihm sein Lieblingsgericht, nämlich Hecht, bereiten lassen, der nun schon auf reizendem Service seiner traurigen Bestimmung harzte. „Guten Abend, Weibchen,“ sagte Herr Z., welcher ganz geräuschlos ins Zimmer getreten war und seinen Mops auf den Armen hielt, der ganz verwundert dreinschaute. „O Gott, was hast Du denn, Hermann, da auf dem Arme, um Gotteswillen hinaus mit dem abscheulichen Thiere, hinaus!“ rief beim Anblick des Hundes die nervöse Gattin. Wer beschrieb das Erstaunen des enttäuschten Gatten? Sie, die so Herzengute, konnte keinen Gefallen an dem kleinen reisenden Thierchen finden und sogar hart sein gegen dasselbe? Unglaublich! Und doch war es so. Erst als das Thier in die Kammer gesperrt war, beruhigte sich die in der That reichliche junge Frau, aber mit dem herzlichsten Willkommen für ihren Gatten, mit der harmlosen, järllichen Plauderei, die sonst bei Tische herrschte, schien es für heute vorbei zu sein. Die Schwester aber, Herrn Z.'s Schwägerin, ein junges, gutherziges Mädchen, nahm sich des armen verstopften Mopses an; sie ging hinaus zu ihm und versuchte, ihm etwas Speise und Trank zu geben. Der Mops jedoch, der sich in seinem innersten Gefühle ob der ihm widerfahrenen Behandlung für tief gekränkt hielt, verweigerte hartnäckig jede Nahrung; das dauerte endlich das junge Mädchen und ihrem fortgesetzten Streicheln ward endlich der Erfolg, daß Mops sich ruhig in ihre Arme nehmen und einweilen in das „gute Zimmer“ tragen ließ. Dort setzte ihn das junge Mädchen auf den kostbaren Teppich und ging hinein zu ihrer Schwester, der sie nun zur Freude ihres Schwagers alle Tugenden des „reizenden“ Mopses in lebhaften Farben schilderte. Die junge Frau aber schien ihren Entschluß schon gefast zu haben und so gab sie auf die Schmeicheleien ihrer Schwester keine Erwiderung. Nachdem gegessen war, frug endlich Frau Z., wo der Hund sei. „Im guten Zimmer einweilen“ antwortete ihre Schwester. „Was im guten Zimmer? was fällt Dir denn ein?“ Und nun stürzte Alles, als ob es ein Unglück geben sollte, in's gute Zimmer. Und es gab in der That ein Unglück, ja ein sehr großes sogar. Denn der Mops, wohl von Angst getrieben, war sehr unartig gewesen und hatte auf den verschiedensten Stellen des guten Teppichs und auf dem parquettirten Fußboden seine Andenken zurückgelassen. Die junge, in ihrem Hausbalt peinlich saubere Frau war geradezu außer sich und so ließ sie sich hinreißend, nahm den Mops beim Kragen, stürzte mit ihm die Treppe hinunter und setzte ihn in der Hausflur nieder. Das alles geschah so schnell und es folgte eine so heftige Szene, daß man während derselben ganz den ausgestoßnen Mops vergaß. Da klingelte es und herein trat die Hausmannsrau mit hochgeröthetem

Da genas Ficine eines Knäbleins, welches den Eltern große Freude bereitete. Stundenlang verweilten sie vor seiner Wiege und stritten mit einander, wem er ähnlicher sehe, dem Vater oder der Mutter. Mit acht Monaten war der Junge fast so kräftig wie ein dreijähriges Kind. „Möchte wissen, was aus ihm wird,“ sagte der Vater, indem er sich über ihn beugte, um ihn zu küssen. „Gieb Acht, deine Brille!“ rief Frau Allegro. Aber schon hatte der Knabe die Brille zwischen den Fingern, schlug damit auf den Rand der Wiege, daß die grünen Gläser zersprangen, und zappelte mit den Beinen vor Wonne über solche Selbstthat. Um seine Lippen aber spielte ein seliges Lächeln, das er mit felsam blökenden Tönen begleitete. Der Junge lächelte, der Junge lachte. Und angeführt seines fröhlich lallenden Kindes fühlte der Vater eine wunderbare Veränderung in seinem Gemüthe, seinem Gesichte, seinem ganzen Menschen vor sich sehen, es suchte ihm etwas in den Mundwinkeln, etwas Ungeordnetes, Unerhörtes flog über sein Antlitz. Er täufchte sich nicht: was die Wissenschaft, sogar die Liebe nicht vermocht, das hatte ein einfältiges Kind bewirkt. „Alter, du hast gelächelt!“ rief Frau Allegro. „Alter, du hast gelacht!“
„Ja, ich glaube, der Zygomatikus hat sich gerührt.“
„Es ging nicht gleich so gut, wie es Domenico gewünscht hätte; allein der Kleine that seine Schuldigkeit, und wenn Arlecchino den Genuß des Lachens sich verschaffen wollte, so brauchte er nur sein Ebenbild anzuschauen, das älter werdend, immer drohligeres Gesicht schnitt und immer lömischer Posituren ersann.“
Uebrigens müssen wir jetzt den Titel Arlecchino streichen. Domenico hatte sich vom Theater zurückgezogen, um sich ganz der Erziehung seines Sohnes widmen zu können. Dieser wuchs prächtig in die Höhe, lernte fleißig und war beständig guter Dinge. Das Haus in der stillen Maraisgasse war das lustigste von Paris. Gleich einer unendlichen Musik zog dort das Lachen den ganzen Tag treppenauf, treppenauf.

Vater Domenico gebrach auch körperlich dabei. Er ward kugelrund, und sein geröthetes Gesicht strohte von stuppiger Gesundheit. Er starb in seinem dreihundsechzigsten Jahre am Schlagfluß. Die italienischen Komödianten hatten eines Abends ihr Ehrenmitglied zu einer Festvorstellung eingeladen, in der ein neuer Arlecchino auftreten sollte. Man spielte irgend eine alte Posse, in der einst Domenico die

Pariser entzückte. Nach Abbildungen und mündlichen Theilungen hatte sich der neue Harlekin die Maske seines berühmten Vorgängers zurechtgelegt, und als er auf der Bühne erschien, brach ein Donnergelächter los. Das war ja ganz Arlecchino von ehemals, so bewegte er sich, so schnappte er, so räuperte er sich, so rang seine trockene Komik! Die Heiterkeit wollte kein Ende nehmen. In einer Loge aber spielte sich inzwischen ein Trauerspiel ab. Seinen Doppeltgänger erblickend, hatte Domenico kräftig in die allgemeine Heiterkeit eingestimmt, die aber bei ihm bis zu einem förmlichen Lachkrampf sich steigerte. Nein, so was Komisch hatte er noch nie erlebt! ... Wie, so drohligh hatte er einst ausgehelt? ... Und er lachte, daß sein Gesicht rötlicher und rötlicher sich färbte, Sahahaha... Sahahaha... Sa... Ploötzlich verstummte er und fiel los seiner Gattin in die Arme. Der Schlag hatte ihn getroffen.
Er kam wieder zu sich und lebte noch einige Tage öfters das volle Bewußtsein wiederfindend.
„Da fällt mir ein,“ sagte er in einem solchen Augenblicke zu dem alten Bilieuz, „was Sie in Ihrer Physiologie des Lachens über den stärksten Lachreiz bemerken. Darin liege im Anshauen einer Nachahmung, sagen Sie. Man liege mich nachgeahmt, und Sie sehen, wie ich lachen mußte. Ich sterbe an mir selber... es ist eigentlich eine Art Selbstmord...“
„Aber ein schmerzloser, nicht wahr?“
„Ganz schmerzlos,“ hauchte Domenico vor sich hin und gab still lächelnd den Geist auf.
Wann ihm seine Frau nachfolgte, wissen wir nicht zu sagen. Sein Sohn starb in Rom unter Gregor XVI. als einer der einflussreichsten Kardineale. Seit seinem zwanzigsten Jahre hatte er nicht mehr gelacht, und die Leute erzählten, er habe einen Mord auf dem Gewissen. Die Weisen und Gerechten sagten: einen Vatermord. Vielleicht daß ein Jugendstreich des Kardinals zu dem Gerede Anlaß gegeben hatte. Der Arme hatte eben die Kunst zu lachen verlernt.
Der Erzähler wünscht dem günstigen Leser, daß ihn Ähnliches nie begegnen möge, denn...
Chor der Leser: Durch Erzählungen wie diese verlieren wir diese Kunst ohnehin nicht wiedergewinnen!
Erzähler: Dies war auch nicht der Zweck der...
schichte.

Gesicht. „Nest sorgen Sie aber gefälligst selbst dafür, daß Alles wieder wegfomme, was da unten in der Hausflur angeordnet ist, ich gebe Sie keine Hundebildung ab, das will ich Sie sagen,“ so geiferte die Frau, deren böse Dinge im ganzen Hause bekannt und gefürchtet war. Ihr ganzes Auftreten aber empörte den ohnehin erregten Herrn Z. und so belam die Hausmannsrau Nebenwürdigkeiten von ihm unter Hinauskomplimentirung ihrer werthen Person zu hören, welche sie nicht glaubte, sich gefallen lassen zu sollen. In Folge der wegen jener beleidigenden Aeußerungen gegen Herrn Z. anhängig gemachten Privatklage erhielt derselbe jedoch nur zehn Mark Strafe zuerkannt, unter der Berücksichtigung, daß sich auch die Klägerin höchst ungebührlich betragen hatte. Und was aus dem Mops geworden ist? Er ist lieber Lehrer, höre es und freue dich, heute der allerbeste Freund der Frau Z. und macht sogar den Herrn Z. manchmal eiferfüchtig, denn seine Gattin verschwendet an ihr Mopschen die besten größten Järllichkeiten, und so hat er nur noch eine Freundin, und das ist das Dienstmädchen der Frau Z., dem Mops noch immer viel zu schaffen macht.

Ein Verhoyprozess gegen den „Berliner Volksanzeiger“ gelangte gestern vor der 93. Abtheilung des hiesigen Schöffengerichts zur Verhandlung. Auf der Anklagebank nahmen Platz: Der Barbier Johann Heinrich Baizrow, der Redakteur Rudolf Keller und der Redakteur Hugo Wilhelm Adolf v. Aupler, alle drei sind der gemeinschaftlich begangenen Beleidigung des Direktors des Friedrich-Wilhelm-Hospital's Wille mittels der Presse beschuldigt. In Nr. 11 des genannten Blattes vom 25. Januar cr. befand sich unter der Rubrik „Oeffentliche Meinung“ ein von dem Angeklagten unterzeichneten Artikel. Derselben wurde das Verfahren der Verwaltung des Hospitals bei der Beerdigung des am 15. Januar er. in demselben verstorbenen Vaters des Verfassers geschildert und behauptet, daß den Kindern des Verstorbenen die Beerdigung der Leiche und die Beihelligung an der Beerdigung auf dem städtischen Kirchhofe verweigert worden sei. Wenn 21 Mark gezahlt würden, sollte den Kindern die Erlaubniß erteilt werden, die Leiche ihres Vaters noch einmal zu sehen. Die Schwester habe aber nur 16 Mark bei sich gehabt und diese vorläufig hinterlegt; als sie später die fehlenden 5 M. nachbrachte, seien der Tochter die 15 Mark zurückgegeben und den Kindern erklärt worden, sie könnten nach der Bestimmung des Direktors weder die Leiche sehen, noch der Beerdigung des Vaters beiwohnen. An diese Mittheilung wird die Anfrage geknüpft: „Wird immer so mit den Armen verfahren, oder hängt es von der Laune des Direktors ab, ob lauten die Bestimmungen derart, was doch wohl unmöglich sein kann?“ — Redakteur Keller hat von dem Unterzeichneten eine inkriminirte Notiz angenommen, redigirt und seinem Kollegen u. A. zur Aufnahme in die „Oeffentliche Meinung“ übergeben. Der erste Angeklagte behauptet, daß er in der Erregung über die Verletzung seines Pietätgsfühlens den Artikel verfaßt habe. Die beiden übrigen Angeklagten erklären, daß sie etwas Beleidigendes darin nicht gefunden haben. — Sekretär Mühlberg giebt über den geschilderten Vorfall folgende Ausklärung: Es ist den Angehörigen der verstorbenen Hospitaliten gestattet, die Leiche auf ihre Kosten beerdigen zu lassen; machen sie davon keinen Gebrauch, so erfolgt die Beerdigung der Verstorbenen in dem Rahmen der für das Armenwesen vorgeschriebenen Formen. So lange die Leichen in dem Leichenkeller aufbewahrt werden dürfen dieselben von den Angehörigen aus ästhetischen Gründen nicht beschickt werden. Dies ist erst zulässig, sobald die Beerdigung ausgeführt worden ist. Im vorliegenden Falle erbot sich der Sohn des verstorbenen Hospitaliten, früheren Fabrikarbeiters und Almosenempfängers Baizrow, die Beerdigung des Vaters auf ihre Kosten, und zwar zum niedrigsten Satze von 21 M. — 18 M. für den Sarg und 3 M. für den Leichenhauer — zu bezorgen. Frau Wendert, die Tochter des Verstorbenen, hatte aber nur 16 M. bei sich und wollte die fehlenden 5 M. bald nachbringen, erschien aber mit denselben erst am folgenden Tage, als die Einsetzung der Leiche bereits ausgeführt worden war. Nun habe sich die Angelegenheit mehr mehr rückgängig machen lassen. — Der Staatsanwalt beantragte gegen 3. 30 M., gegen die beiden anderen Angeklagten gegen 100 M., während der Verteidiger, Rechtsanwalt B. i. n. v. a. auszuführen suchte, daß in dem inkriminirten Artikel eine Beleidigung überhaupt nicht enthalten sei. Dieser Auffassung theilte der Gerichtshof unter dem Vorsitz des Assessors Berling an bei und sprach deshalb die drei Angeklagten kostenlos frei.

Soziales und Arbeiterbewegung.

Wis für Kranke und Arbeiterbewegung
Es liegt bereits ein Fall vor, in welchem Mitglieder einer nationalen Hilfsklasse, welche länger als 6 Wochen mit dem Beitraffen im Rüstlande waren und nicht um Gestandnisse nachgefragt hatten, auf Verlangen der Behörde gestrichen waren.

Papier entzündete. Nach Abbildungen und mündlichen Theilungen hatte sich der neue Harlekin die Maske seines berühmten Vorgängers zurechtgelegt, und als er auf der Bühne erschien, brach ein Donnergelächter los. Das war ja ganz Arlecchino von ehemals, so bewegte er sich, so schnappte er, so räuperte er sich, so rang seine trockene Komik! Die Heiterkeit wollte kein Ende nehmen. In einer Loge aber spielte sich inzwischen ein Trauerspiel ab. Seinen Doppeltgänger erblickend, hatte Domenico kräftig in die allgemeine Heiterkeit eingestimmt, die aber bei ihm bis zu einem förmlichen Lachkrampf sich steigerte. Nein, so was Komisch hatte er noch nie erlebt! ... Wie, so drohligh hatte er einst ausgehelt? ... Und er lachte, daß sein Gesicht rötlicher und rötlicher sich färbte, Sahahaha... Sahahaha... Sa... Ploötzlich verstummte er und fiel los seiner Gattin in die Arme. Der Schlag hatte ihn getroffen.
Er kam wieder zu sich und lebte noch einige Tage öfters das volle Bewußtsein wiederfindend.
„Da fällt mir ein,“ sagte er in einem solchen Augenblicke zu dem alten Bilieuz, „was Sie in Ihrer Physiologie des Lachens über den stärksten Lachreiz bemerken. Darin liege im Anshauen einer Nachahmung, sagen Sie. Man liege mich nachgeahmt, und Sie sehen, wie ich lachen mußte. Ich sterbe an mir selber... es ist eigentlich eine Art Selbstmord...“
„Aber ein schmerzloser, nicht wahr?“
„Ganz schmerzlos,“ hauchte Domenico vor sich hin und gab still lächelnd den Geist auf.
Wann ihm seine Frau nachfolgte, wissen wir nicht zu sagen. Sein Sohn starb in Rom unter Gregor XVI. als einer der einflussreichsten Kardineale. Seit seinem zwanzigsten Jahre hatte er nicht mehr gelacht, und die Leute erzählten, er habe einen Mord auf dem Gewissen. Die Weisen und Gerechten sagten: einen Vatermord. Vielleicht daß ein Jugendstreich des Kardinals zu dem Gerede Anlaß gegeben hatte. Der Arme hatte eben die Kunst zu lachen verlernt.
Der Erzähler wünscht dem günstigen Leser, daß ihn Ähnliches nie begegnen möge, denn...
Chor der Leser: Durch Erzählungen wie diese verlieren wir diese Kunst ohnehin nicht wiedergewinnen!
Erzähler: Dies war auch nicht der Zweck der...
schichte.

den mußten...
Bere...
Lage...
des...
das...
A...
wenn...
wag...
aus...
und...
ihre...
bed...
den...
Anf...
schlo...
Reich...
tag...
Annah...
ne...
Ent...
wurde...
be...
er...
Für...
we...
zum...
gesch...
lieber...
Lokal...
von...
ein...
gel...
ver...
auf...
gegen...
Lage...
von...
Kommi...
Es...
Be...
pud...
trage...
gemei...
be...
Zust...
auf...
W...
auf...
es...
nur...
aus...
führt...
sonst...
sch...
B...
Re...

für, daß
ur ang
will ich
unge in
eines Au
ern L
berien zu
u sollen
gegen
derliche
betragen
ist lieber
reund der
ferliche,
denber
Freindin,
Laps nach
anzeiger
Schöffm
nen Blut;
ur Audob
upfer, alle
ung der
mittels der
attes von
liche Wirt
titel. In
Dopital
inselfen
ert und
die So
Beerdigung
sei. Nur
die So
einmal
bei sich ge
fehlenden
rätig
h der Bo
ch der Be
lung war
krimen we
ab, aber
unmöglich
reicher be
legen a. S
ergeben.
ungung
sticht habe
etwas für
n Mündel
ung: (S
statist. die
sie dann
erforderlich
beschrieben
aufgesch
n Gründern
balb die in
erboten
en Fahren
Beerdigung
Sage von
en Tod
de die
schleim
en erst
titis mit
arbeit mit
beamt
ellagen
B i n n e
el eine
fassung
ering
os frel
ung
Ritalien
ieder ein
mit ihm
Bestimm
trichen
lichen We
seines
der Wä
war ja
chnupste
om! Die
Loge
m Dopp
allgeme
inen Form
Kommiss
g hatte
ein Ges
ahaba
und fiel
g hatte
nige Log
hen Augen
Physiolo
Derfel
Nan
mufte.
Art Sch
ich hin
wir nicht
r XVI.
en zweim
d die Le
wissen, die
Wieland
erede An
zu lachen
d, daß
diese wäh
ed der

den mußten. Sie sind also durch eigenes Verschulden ihrer Rechte verlustig gegangen, sie haben keinen Theil mehr an der Kasse und ihrem Vermögen, zu welcher sie Jahre lang gehort haben. Der erwähnte Fall ist in Landberg a. W. vorgefallen. Das Bürgermeisteramt hatte in der dortigen Verwaltungsstelle einer in Berlin ihren Sitz habenden freien Hilfskassensstelle vorgenommen, dem Vorstande der Verwaltungsstelle auf Grund der Ergebnisse der Revision aufgegeben, für Einziehung der rückständigen Beiträge zu sorgen. Als nun bei einer zweiten Durchsicht der Liste noch 4 Mitglieder sich vorfanden, welche länger als 6 Wochen restituiert wurden, wurde einfach dem Hauptvorstande in Berlin der Ausschluß dieser Mitglieder aufgegeben. — Dies kann überall geschehen. Wir wiederholen daher nochmals im eigenen Interesse der Mitglieder und ihrer Familien: Regelmäßige und pünktliche Entrichtung der Krankenkassen-Beiträge ist die Pflicht aller.

Zum Korbmacherstreit in Hamburg. Arbeiter, Kollegen! Seit 4 Wochen befinden wir uns im Lohnkampf. Vor 14 Tagen war die Zahl der Streikenden bereits auf 40 Mann gefallen, die Uebrigen hatten in anderen Fächern Arbeit gefunden. Theils durch augenblickliche, aber vorübergehende nur kurze Störung in der Fruchtarbeit, theils durch denartige Manipulationen der Großmeister, daß man den Kleinmeistern, welche Streikende in Arbeit genommen hatten, ankündigte, man wolle die Streikenden nicht unterstützen und in Folge dessen die Arbeit entzog, wuchs die Zahl wieder auf ca. 80 Mann. Deswegenachtet stehen wir fester zusammen wie nie zuvor. Wer die Lage der Korbmacher kennt, weiß, daß unsere Forderung einer Lohnaufbesserung von 10 pCt. eine bescheidene ist und wird uns Reimer verdanken, daß wir dieselbe gestellt haben, denn von Seiten der Fabrikanten wird jeder Augenblick, wenn das Geschäft nicht abwärts geht, wahrgenommen, um uns noch etwas von unserem Hungerlohn abzuziehen. Trotzdem beliebt noch ein Fabrikant uns „lottrige Gestalten“ zu nennen. Um den Kampf weiter führen zu können, fordern wir Euch, Arbeiter, ohne Unterbrechung auf, uns mit weiteren Geldmitteln thätig zur Seite zu stehen, denn nur dadurch sind wir im Stande, den Sieg zu erringen. Also, Arbeiter, es gilt Mithmenschen aus ihrer bedrückten Lage emporzuhelfen; thut daher, was Ihr irgend zu thun im Stande seid. Auch ist der Jutug strengstens fernzuhalten. Das Streik-Komitee der Korbmacher.

Der erste Verbandstag des sächsischen Krankenkassenverbandes findet den 8. und 9. August in Leipzig statt. Bis jetzt gehören diesem Verbande 100 Kassen mit nahezu 50,000 Mitgliedern an. Wir sind keine Freunde von Provinzial- und Landesverbänden, da wir die zentralisirten Krankenkassen mit ihrer Ausdehnung über ganz Deutschland für die allein richtigen halten. Doch wollen die in dem sächsischen Krankenkassenverbande befindlichen Kassen eine Ausdehnung des Verbandes über ganz Deutschland erstreben, um der Freizügigkeit möglichst weite Bahn zu brechen. Das Organ des Verbandes, der in Leipzig erscheinende „Korrespondent“ erklärt nun einen Aufruf zur Gründung eines deutschen Verbandes und äußert sich über die Aufgabe desselben folgendermaßen: „Ein deutsches Krankenkassen-Verbands-Statut muß die wahren Bestimmungen enthalten, welche zum Wohle der beteiligten Kassen dienen können, sodann darf es keine Bestimmungen enthalten, welche mit den Freiheitsgefühlen der Arbeiter in Widerspruch stehen und ein solches Statut wollen wir uns, deutsche Arbeiter, wie Krankenkassenmänner, die Jahrzehnte lang mit Leib und Leben an ihren freien Kassen gehangen haben, schaffen. Wir wollen uns aber auch des Apparates eines deutschen Verbandes bemächtigen, wir stellen nicht in Unerfahrenheit den Grundstein auf, daß dieser große deutsche Verband von einem Orte aus, durch einen Vorstand richtig lenkend dirigiert werden kann. Der deutsche Krankenkassen-Verband muß sich wieder in Provinzialverbände theilen, so daß jede deutsche Provinz in der Lage ist, ihre besonderen Angelegenheiten zu regeln zu können. Sodann muß der deutsche Verband ein eigenes Blatt haben, welches die Verbindung unter den Kassen herstellt und die Krankenkassen-Interessen vertritt und gleichzeitig als Publikationsorgan für den Landesvorstand, die Provinzialvorstände und die Krankenkassenvorstände dient. Darum, deutsche Krankenkassen, laßt die Hand zur Gründung eines deutschen Krankenkassen-Verbandes und thut uns Eure Bereitwilligkeit hierzu umgehend kund, damit wir vorerst aus den deutschen Provinzen Vertrauensmänner wählen können, welche gemeinsam einen Statuten-Entwurf ausarbeiten, welcher sodann einer Delegirten-Versammlung zur Berathung und Beschlußfassung vorgelegt werden kann. Aber auch Ihr deutschen zentralisirten eingeschriebenen Hilfsklassen schließt Euch hiervon nicht aus, indem der deutsche Verband eine Schutzmauer bilden soll für alle eingeschriebenen Hilfsklassen: daß Euren besonderen Wünschen Rechnung zu tragen ist, bedarf keiner Hervorhebung.“ — Man sieht, daß hier nach allen Seiten in lothaler Weise Rechnung getragen wird, ob aber die zentralisirten freien Hilfsklassen in solchem Rahmen wirklich Raum finden, bedarf doch noch wohl einer rechtlichen Ueberlegung.

Vereine und Versammlungen.

be. Eine stark besuchte öffentliche Versammlung der Arbeiter fand am Dienstag, Alte Jakobstr. 75, unter Vorsitz des Herrn Sander statt. Herr Stadtd. Gördt referirte über das „Arbeiter-Schutzgesetz“ und erbat die Nachweisung, wann durch die in diesem Gesetz vorgeschlagenen Maßregeln auch nicht alles erreicht werde, was die Arbeiter bewege und ihre Ideale ausmache, doch ein gut Theil sozialer Noth beseitigt werden könne. Die folgenden Redner schlossen sich in allem den Ansichten des Referenten an. Es wurde einstimmig beschlossen, folgende Petition an den Reichstag zu richten: „Hoher Reichstag! Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß durch die Annahme des von den Herren Abgg. Grillenberger und Geismann am 27. Januar 1885 eingebrachten Arbeiterschutzgesetzes ein großer Theil unserer Noth und unseres Elends beseitigt würde, bitten Unterzeichnete, den Entwurf zum Gesetz erheben zu wollen.“ Die Petition fand zahlreiche Unterschriften. Für weitere Verbreitung wird Sorge getragen werden.

Zum Maurerstreit. Sämmtliche Inhaber von Baugeschäften waren zu gestern Vormittag 11 Uhr von der „Streik-Überwachungskommission“ der Baugewerksmeister nach dem Lokale des Bugenhagen'schen Stablflements am Moritzplatz eingeladen. Die aufgestellte Tagesordnung lautete: 1) Wie verhalten sich die Maurergesellen und deren Führer bei Wiederaufnahme der Arbeit? 2) Wie schützt sich das Bauhandwerk gegen zukünftige Streibewegungen? Vor Eintritt in die Tagesordnung verlas der Vorsitzende Breitschneider einen ihm von einem Kollegen zugestellten Fragebogen, der von der Streik-Kommission der Gesellen auf den Bauten vertheilt worden ist. Es befinden sich auf demselben folgende Fragen: „Wie ist das Betragen des Meister? ... Wird recht gearbeitet oder gefälscht? ... Wird für Leben und Gesundheit Sorge getragen? ... Der Vorsitzende bemerkt dazu: „Es wird damit gemeint sein, wir sollen dafür sorgen, daß die Gesellen sich nicht befehlen (sehr nett). Maurermeister Kraus theilt mit, daß auf die Forderung des Baumeister Regler in der Tiroler-Versammlung: auf einem Bau in der Wilhelmstraße, nahe dem Belle-Alliance-Platz, werden die Pfeiler mit gefärbtem Kalk, statt Zement gemauert, Recherchen veranstaltet seien. Darnach kann es nur der Bau Wilhelmstraße 146, den Maurermeister Uthe ausführt, sein. Die Kommission hat in Folge dessen an das königliche Polizei-Präsidium das Ersuchen getichtet, eine strenge Recherche darüber anzustellen, und falls sich — wie sie an-

nimmt — die Unwahrheit der Behauptung herausstellt, dem ausführenden Meister ein Zeugniß darüber auszustellen und der Kommission bis zum Mittwoch Vormittag Mittheilung über das Ergebnis der Untersuchung zu geben zu lassen. Bis jetzt ist eine solche noch nicht eingetroffen. Maurermeister Gottheim referirt darauf über den ersten Punkt der Tagesordnung. Er rekapitulirt die schon bekannten Thatsachen und erklärt, daß die Gesellen durch den allgemeinen Streik nicht erreicht haben. Von einem Streik kann jetzt nicht mehr die Rede sein. (S) Um künftigen Streibewegungen zu begegnen, giebt es nur ein Mittel: einen großen Bund sämmtlicher Baugewerksmeister. Maurermeister Uthe bemerkt, daß er versuchen wird, dem Baumeister Regler wegen seiner Aeußerung etwas näher zu rücken. Maurermeister Opitz theilt mit, daß er vom Baumeister Regler gleichfalls wegen „Anderlicher Bauausführung“ denunziert worden sei. Verschiedene Meister äußern sich über die Lohnverhältnisse, worauf einstimmig folgende Resolution zur Annahme gelangt: „Die heute im Bugenhagen'schen Saal versammelten Inhaber von Baugeschäften in Berlin beschließen wie folgt: Dem Beschluß der Gesellen-Versammlung auf Tirol vom 2. August er. gegenüber, die Arbeitseinstellung am Montag, den 3. dieses Monats, wieder aufzunehmen — welchem Beschluß nur ein geringer Theil der Gesellen Folge gegeben hat — an ihrer Resolution vom 7. Juli festzuhalten. Ferner: An die hohen Behörden und die verehrlichen Bauherren das Ersuchen zu richten, wie bisher zu ihnen stehen und nicht da, wo die Arbeit mit geringen Kräften aufgenommen wurde, auf sofortige Vermehrung derselben drängen zu wollen. Nicht Resolutionen entscheiden in diesem Augenblick über die Resultate der hinter uns liegenden traurigen Katastrophe, sondern der Grad der Ruhe, der bei Wiederaufnahme der Arbeit seitens der Arbeitgeber bewiesen wird. Obgleich der Jutug auswärtiger Gesellen wohl befriedigend sein kann, ist nicht zu erwarten, daß das entstandene außerordentliche Bedürfnis in kurzer Zeit seinen Ausgleich findet. Soll daher das Resultat des Streiks nicht die Versprechungen der Agitatoren trotz deren Niederlage wahrnehmen, so ist Geduld erforderlich. Freiwillig haben, soweit uns bekannt ist, alle unsere Arbeitgeber den alten Lohn treu geblieben und tüchtigen Leuten den Lohn auf 4,25 und 4,50 Mark erhöht, aber wir würden uns als besiegt erklären, wenn wir neuen unbekanntem Leuten, noch ehe sie sich bewährt haben, bei der Ausstellung mehr als den alten Lohnsatz von 4 M. zahlen wollten.“ Ferner beschließt die Versammlung: Gegenüber der wiederholt ausgesprochenen Drohung mit partiellen Streiks resp. Verhängung der Sperre über einzelne Arbeitgeber vorzugehen, erklären wir hiermit öffentlich, daß wir uns mit den Betroffenen als solidarisch betrachten und darnach zu handeln entschlossen sind.“ Ueber den zweiten Punkt der Tagesordnung referirt Baumeister Bödmann: Er faßt sein Referat in den folgenden Sätzen zusammen: 1. Billig und gerecht gegen die Arbeiter sein. 2. Eine Einigung und feste Organisation der Baugewerksmeister und Berufsgenossen anstreben. Der Referent legt ein von ihm ausgearbeitetes Statut für eine allgemeine Meister-Organisation vor, das später einstimmig angenommen wurde. Zum Schluß, der um halb zwei Uhr stattfand, konstatirte der Vorsitzende, daß die Versammlung von 350 Maurermeistern besucht war, die zur Zeit 3880 Gesellen beschäftigten, und zwar 1,5 pCt. unter 40 Pf., 7 pCt. zu 40 Pf., 37 pCt. zu 42 $\frac{1}{2}$ Pf., 41 pCt. zu 45 Pf., 12 pCt. in Afford und nur 1,5 pCt. zu 50 Pf. (S)

Der Fachverein der Steinträger hielt seine letzte Mitglieder-Versammlung, welche zahlreich besucht war, im alten Schützenbause, Linienstr. Nr. 6, ab. Der erste Gegenstand der Tagesordnung war: Die Stellung der Hamburger Kollegen zu unserem Streik. Hierzu sprach zunächst der Vorsitzende Herr Knecht. Er theilte mit, daß er auf Wunsch der Hamburger Kollegen nach Hamburg gereist sei, um ihnen klarzulegen, wie es mit den Steinträgern Berlins und ihrem Streik stehe. Redner führte aus, daß er mit Freuden konstatiren könnte, wie eine so kleine Korporation, wie die Steinträger Hamburgs, sich in Einigkeit befinden, trotzdem es ihnen bis dato noch nicht vergönnt gewesen ist, eine Organisation zu gründen, weil dies in Hamburg viel schwieriger wäre, wie in Berlin. Redner führte aus, daß solche Solidarität und Bruderverliebe, wie unter den Hamburger Kollegen, sonst wohl vergebens zu finden sei; sie haben gezeigt, daß sie ihre Mitbrüder in Berlin nicht in Hunger und Elend untergehen lassen wollen. Grund dessen wären ihnen die Berliner Steinträger Dank und Anerkennung schuldig. Die Berliner würden, wenn es je die Noth erfordert, daß die Hamburger in solche Lage gerathen, wie gegenwärtig die hiesigen Kollegen, ihre Schuldigkeit thun, und mit allen Kräften für die Hamburger eintreten. Vor allen Dingen sei es aber nöthig, daß sich die Steinträger Berlins alle dem Fachvereine anschließen. In derselben Weise sprach auch Herr Haub. Er deutete darauf hin, daß die Arbeitgeber Hamburgs auch ein wenig humaner wären, wie in Berlin; sie sorgten doch so einigermaßen für einen unter Dach stehenden Raum, damit der Arbeiter seinen Jambis bei schlechtem Wetter nicht unter freiem Himmel einnehmen brauche. Er ermahnte Jeden, zu agitiren, damit der Verein stark werde, nur dann könnten wir Erfolge erzielen. — Hierauf kam die Unterstützungsfrage zur Diskussion. Der Vorsitzende bemerkte, daß leider auch solche Kollegen öfter Unterstützung beanspruchten, die während des Streiks gearbeitet haben oder wo möglich gar noch in Arbeit stehen. Es solle Keiner Unterstützung bekommen, wenn er nicht eine ganze Woche ohne Arbeit sei. Hierzu sprach Herr Haub und stellte den Antrag, in dem angeordneten Sinne zu beschließen. Der Antrag wurde einstimmig angenommen. Zu Vereins-Angelegenheiten und Verschiedenes“ verlas der Vorsitzende eine Karte in Betreff eines Baues in der Wilhelmstraße und forderte Aufklärung darüber. Herr Knaak, der davon informiert war, legte den Anwesenden Alles klar. Nachdem die Mitglieder den Hamburger Kollegen, sowie dem Fachverein der Steinträger ein dreimaliges Hoch gebracht, schloß der Vorsitzende die Versammlung.

Arbeiter-Bezirksverein der Frauenburger Vorstadt und des Wedding. In der am Montag, den 3. August, im Wedding-Park, Müllerstr. 178, abgehaltenen Versammlung hielt Herr Schweinhagen einen Vortrag über „Glaubenssagen und menschlicher Fortschritt“. Er bemerkte zunächst, daß die Glaubenssagen eine große Bedeutung im menschlichen Leben haben und bis in die Mitte unseres Jahrhunderts maßgebend waren. Erst seit 2-3 Jahrzehnten sei die Macht der Kirche und des Priesterthums in etwas geschwunden durch die Forschungen der modernen Wissenschaft, durch den Kampf um die geistige Freiheit. Ohne Tauffchein, d. h. ohne die Taufe empfangen zu haben, weise man oft die Kinder bei der Aufnahme in die Schule zurück und besonders in kleinen Städten mache man den Dissidenten Schwierigkeiten. Das seien doch traurige Zustände, welche heute nicht mehr vorkommen sollten. Weiter kommt Referent auf das am 27. Juli in Westfalen stattgehabte Verbandsfest der evangelischen Arbeitervereine zu sprechen, wobei er auf eine Rede des Divisions-Geistlichen näher eingieng. Derselbe hatte dort den Spruch zitiert: „Den Himmel habt ihr uns genommen, dann können wir uns die Erde theilen und ferner den Arbeitern empfahl, nicht für den kommenden Tag zu sorgen, sondern stets die Bibelstelle zu beherzigen: „Sie säen nicht, sie ernten nicht.“ Im Mittelalter ließ man die Männer, die eine anti kirchliche Gesinnung hatten, einsperren, man schuf die Inquisition und dergl. Der menschliche Wille, der Drang nach Aufklärung sei unvereinbar mit den alten Glaubenssagen. Den Dissidenten halte man oft entgegen, daß die Sittlichkeit bedroht sei bei einem Aufhören der Religion; man könne darauf erwidern, daß die Statistik der Verbrechen beweise, daß auch das Priester-

thum vor Unstlichkeit nicht immer schützt. Zum Beispiel habe sich in letzter Zeit in dem frommen England gezeigt, daß dort die unstlichsten Zustände herrschen. Vielleicht finde sich noch Mal ein deutsches Blatt, welches bei uns derartige Schäden aufdeckt und eine Kritik an unseren „sittlichen Zuständen“ zu üben magt. Man halte dem Arbeiter oft entgegen, daß er ungebildet sei; dies sei aber zu befechtigen, wenn man den unentgeltlichen Unterricht an allen öffentlichen Bildungsanstalten einführen würde, wodurch es auch den Kindern unbedeutender Eltern möglich würde, sich eine höhere Bildung anzueignen. Referent geht noch auf die Beschäftigung der Kinder und Frauen in den Fabriken ein, welche er einer scharfen Kritik unterwirft. Den Fortschritt der Industrie stelle man zwar durch Veranstaltung von Ausstellungen dar, wobei auch die Arbeiter lernen sollen. Die Ausstellungen seien aber für den Arbeiter von nur geringem Nutzen, während die Export-Industrie viel dadurch gewinne. Referent spricht ferner über das heutige Wahlrecht für Kommune und Staat, wo dem Bestehenden mehr Rechte als dem Unbedeutenden eingeräumt sind. — Der Vortrag wurde sehr beifällig aufgenommen. Hierauf wurde ein Antrag auf Vornahme einer Zellersammlung je zur Hälfte für ein krankes Mitglied und die streikenden Maurer angenommen; dieselbe ergab 7 M. Ein weiterer Antrag auf Veranstaltung einer Herrentournee fand ebenfalls Annahme. Schließlich wurde noch das „Berliner Volksblatt“ empfohlen und die Petition zum Arbeiterschutzgesetz in Erinnerung gebracht. Nächste Versammlung: 17. August.

Der Unterstützungs-Verein deutscher Schuhmacher (Zentrale Berlin) hielt am Montag, den 3. d. Mts., seine Vereins-Versammlung bei Rieft, Kommandantenstraße 71/72, ab. Herr Max Kreuz hatte einen Vortrag über Feuerbestattung gehalten, war aber leider am Erscheinen verhindert. Es wurde daher über die Frage verhandelt: „Wie verhält sich die Vereinigung, d. h. der Unterstützungs-Verein, zur Lohnkommission und die Lohnkommission zur Vereinigung.“ Nachdem der Vorsitzende einige Erläuterungen darüber gegeben, eröffnete derselbe die Diskussion, an der sich mehrere Mitglieder beteiligten. Es wurde von einzelnen Rednern hervorgehoben, die Lohnkommission aufzulösen mit dem Bemerkten, daß dieselbe bis jetzt noch nichts Wesentliches geleistet hat und fernherhin auch nichts zu leisten im Stande sei, da ihr die frumme und feste Organisation fehlt. Unter Vereinsangelegenheiten wurde der Wunsch ausgesprochen, in der nächsten Vereinsversammlung zu beschließen, wieder einen Fachunterricht stattfinden zu lassen. Ferner wurde vom Vergnügungsausschuß vorgeschlagen, eine Landpartie am 23. d. Mts. zu veranstalten; das Nähere soll in der nächsten Versammlung besprochen werden. Die regelmäßigen Vereins-Versammlungen finden jeden Montag nach dem 1. und 15. eines jeden Monats im obengenannten Lokale statt.

Der Fachverein der Steinträger tagte am 2. August Sophienstraße 34 bei Hlg. r. m. mit der Tagesordnung: 1. Regelung der Begräbnisfrage in Folge der Auflösung unserer Ortskrankenkasse. 2. Verschiedenes. Den Mitgliedern wird von dem Lademeister und ersten Vorsitzenden der Kasse durch ein Schreiben an den Fachverein angezeigt, daß der Beschluß der Generalversammlung vom 22. Mai d. J. von der Behörde genehmigt und die Mitglieder mit dem 1. August der Allgemeinen Fabrikarbeiter-Krankenkasse überwiesen sind. In der Diskussion bezeichnete man diese Ueberweisung als ein gutes Agitationsmittel, nur würden viele Kollegen kommen und mit dem Fachverein vereint gegen die jetzigen Maßnahmen einiger Arbeitgeber Front machen. Daß die Kasse ein gehöriges Defizit aufweist, sei nicht Sache der Mitglieder, denn die Reister allein haben die Verantwortung zu tragen. Ein definitiver Beschluß, betreffend die angeregte Unterstützung kranker und hilfsbedürftiger Kollegen wurde nicht gefaßt, da man die Kollegen, wie in früheren Jahren, wieder einführen will. Von dem Vorsitzenden des Vereins der hiesigen Steinträgermeister war ein Schreiben eingegangen, worin das Verfahren des Fachvereins, die Veröffentlichung der Versammlungsberichte in Zeitungen, gebilligt wird; ferner wurde in dem Schreiben auf die Beschwerde, daß einige Arbeitgeber nicht tarifmäßig bezahlen, erwidert, daß bei eintretenden Fällen die beiderseitigen Kommissionen die Sache untersuchen und regeln würden. Alle Anwesenden wurden nun aufgefordert, sofort Material und Beweise zu schaffen, da der Verein energisch in dieser Hinsicht verfahren müsse. Auch wurde konstatiert, daß die Gemagregelten bis auf zwei anderweitig Beschäftigung gefunden haben.

th. Eine öffentliche Metallarbeiter-Versammlung tagte am 4. d. M. in „Sankt-Johi“. An Stelle des Stadtvorordneten Böckl sprach hierjohl der Fabrikmeister Witte über „Die Nothwendigkeit statistischer Erhebungen im Metallarbeitergewerbe“. Die Statistik begann Redner, sei der wichtigste Faktor der Volkswirtschaftslehre. Sollte der Gesetzgeber angemessene Gesetze schaffen, so müsse ihm statistisches Material zu Gebote stehen. Alle die Forderungen, welche in dem Entwurf zu einem Arbeiterschutzgesetz im Reichstage gestellt worden sind, könnten nur durch die Statistik die richtige Würdigung erhalten. Durch statistische Erhebungen müsse Klar erwiesen werden, daß die Forderung eines Normalarbeitertages, der Sonntagsruhe, der Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit eine berechtigte sei; alle Gewerkschaften müßten mit Fleiß und Sorgfalt statistische Erhebungen veranstalten, das also gesammelte Material dem Gesetzgeber einreichen und dann durch Massenpetitionen für die Annahme des Arbeiterschutzgesetzes eintreten. Schloffer Günther meint, daß durch die Gesetzgebung wenig zu erreichen sei. Ehe sozial Abgeordnete der Arbeiterpartei im Reichstage säßen, daß ihre Stimme entscheidend ins Gewicht falle, würde noch lange Zeit vergehen. Bis dahin müsse aber unbedingt etwas geschehen. Es sei auf gewerkschaftlichem Gebiete mehr zu erreichen, als auf politischem Gebiete. Die Arbeiter brauchen nicht zu petitioniren und zu warten, bis die ostpreussischen Bauernrechte Vertreter der Arbeiterpartei in den Reichstag wählen würden, wenn sie dekreten können, und dies können sie, wenn sie gewaltige gewerkschaftliche Organisationen bilden. Daß die gegenwärtigen Verhältnisse ungesund seien, dies beweisen die zahllosen Streiks. Die Arbeiter streifen aber nur, um ihre materielle Lage zu verbessern. Deshalb müßten alle gewerkschaftlichen Arbeiter ihren Vereinigungen beitreten und Unterstützungsstellen für Arbeitslose gründen. Herr Mitau verwarf dieses Prinzip der Selbsthilfe als durchaus aussichtslos und einseitig. Die gewerkschaftliche Bewegung sei von der politischen schwer zu trennen und beide müßten naturgemäß Hand in Hand gehen. Die Gewerkschaftsbewegung sei notwendig, um die Genossen zu sammeln und sie über ihre Lage aufzuklären, nicht aber, um die Arbeiter in die Illusion einzuwiegen, daß durch die Gewerkschaftsbewegung eine „dauernde“ Besserung zu erreichen sei. Man dürfe sich nicht auf einen egoistischen Standpunkt stellen und nur für sich eine Besserstellung zu erringen trachten, sondern man müsse für die Allgemeinheit wirken, und dazu gehörten auch die „ostpreussischen Bauernrechte“, welche sich vielleicht einmal einfallen ließen, den Berliner Arbeitern eine unliebsame Konkurrenz zu machen. Auch Gürtler Max Kreuz vertrat den Standpunkt, daß die gewerkschaftlichen Organisationen nur darauf hinwirken können, daß Arbeiterschutzgesetz geschaffen werden. Die Unterstützung der Arbeitslosen sei den Arbeitern absolut unmöglich, da ihnen die Mittel hierzu fehlten. Auch die Krankenkassen würden aus diesen Grunde nicht bestehen können und an deren Stelle die Staatsversicherung treten müssen. Drechsler Hildebrand meinte, daß man sich so lange mit Palliativmitteln behelfen müsse, so lange keine entsprechenden Gesetze beständen. Man müsse sich daher organisiren, um nicht noch weiter zurückgedrängt zu werden, aber andererseits mit aller Macht darauf hinwirken, daß der Arbeiterschutzgesetzentwurf zum Gesetz erhoben würde,

